Warte-Jahrbuch

fuer die Mennonitische Gemeinschaft in Canada

1943

1. Jahrgang

ARNOLD DYCK
Herausgeber



Warte-Jahrbuch
1943



Warte-Jahrbuch 1943

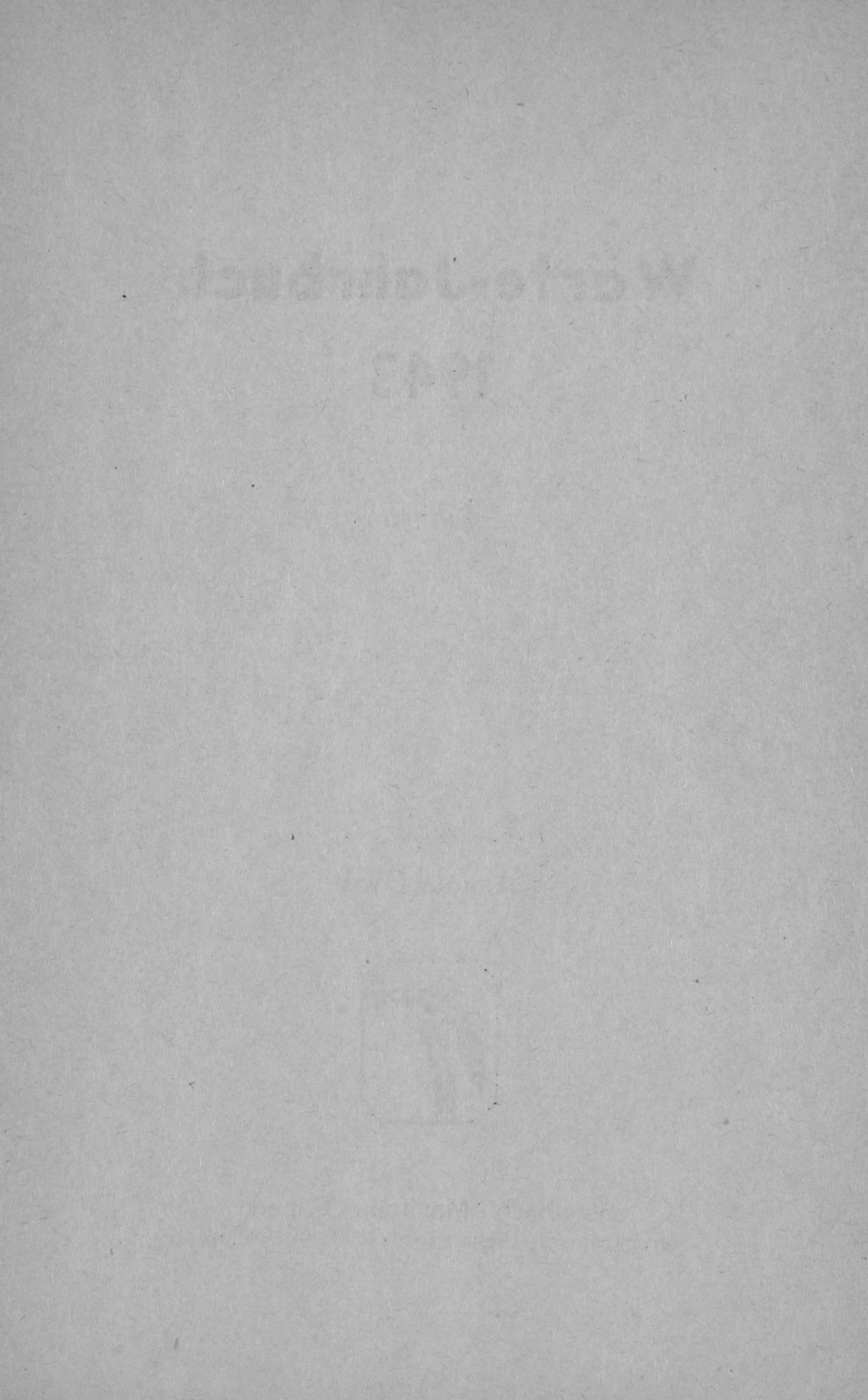
1. Jahrgang

Herausgegeben von

Arnold Dyck



Steinbach - Manitoba - Canada
Druck: Prairie Press, North Kildonan, Manitoba



Allgemeines

Nach dem Jahrbuch 1940 — 1941 der Völkerliga beziffert sich die **Gesamtbevölkerung der Erde** auf rund 2,170,000,000.

Von dieser Zahl fällt auf das **Britische Weltreich** fast ein Viertel, nämlich 500,774,000.

Die einzelnen Länder des Imperiums weisen folgende Bevölkerungszahlen auf:

Die Britischen Inseln	50,681,000
Canada	11,506,000
Die Südafrikanische Union	10,521,000
Australien	6,997,000
Neuseeland	1,629,000
Indien	382,000,000

Die 11,506,000 der **canadischen Bevölkerung** verteilen sich auf die einzelnen Provinzen wie folgt:

Ontario	3,787,655
Quebec	3,331,882
Saskatchewan	895,992
Britisch Columbia	817,861
Alberta	796,169
Manitoba	729,744
Nova Scotia	577,962
New Brunswick	457,401
Prince Edward Island	95,047
Yukon	4,914
Northwest Territories	12,028

Die verschiedenen **Religionsgemeinschaften Canadas** weisen folgende Personenzahlen auf (Census 1941):

Römisch-Katholische Kirche	4,980,749
United Church of Canada	2,204,172
Anglikanische Kirche	1,743,316
Presbyterianer	828,454
Babtisten	483,474
Lutheraner	400,544

Juden	168,341
Griechisch-Katholische Kirche	139,530
Mennoniten (einschl. Huterer)	**111,376**
Pfingstler	57,641
Konfuzianer und Buddhisten	37,842
Evangelical Association	37,000
Heilsarmee	33,543
Mormonen	25,278
Christian Science	20,214
Adventisten	18,447
United Brethern	15,227
Verschiedene Denominationen	127,464
Registriert als Religionslose	19,057

Zahl und Ausbreitung der Mennoniten in der Welt

Wieviel Mennoniten gibt es in der Welt? — Es kann auf diese Frage keine einwandfreie Antwort gegeben werden, und alle diesbezüglichen Ziffern unserer Geschichtskenner und Statistiker sind bestenfalls nur als annähernd richtig zu betrachten. Die Schwierigkeiten einer statistischen Erfassung der Mennoniten in ihren verschiedenen Heimländern sind nicht dieselben und sind auch nicht gleich groß. Es ergibt sich in dieser Beziehung ganz automatisch eine Scheidung des Gesamtmennonitentums in drei Ländergruppen. Da sind zuerst die Ursprungsländer: Die Schweiz, Holland und Deutschland. Die zweite Gruppe bilden die späteren Siedlungsländer: Rußland, die Vereinigten Staaten und Canada. Und schließlich zur dritten Gruppe gehören: Mexiko, Paraguay und Brasilien, die alle drei erst nach dem ersten Weltkriege das Ziel mennonitischer Auswanderung wurden.

In den Ländern der ersten Gruppe werden naturgemäß als Mennoniten nur solche gelten, die in mennonitischen Gemeinden registriert sind, und werden daher die Kirchenbücher eine mehr oder minder zuverlässige Quelle für den Statistiker sein.

Sehr ähnlich liegen die Sachen auch bei der dritten Ländergruppe. Dort wohnen die Mennoniten noch in geschlossenen Ansiedlungen, und sowohl die kirchlichen wie auch die bürgerlichen Ämter führen Listen ihrer Gemeindezugehörigen.

Ein wesentlich anderes Bild bieten die Länder der zweiten

Gruppe, die heute das Gros des Mennonitentums beherbergen. Von diesen ist das Rußland von heute völlig in Dunkel gehüllt, und über die Zahl der dort verbliebenen Mennoniten ist uns nichts bekannt. Und wenn unsere Statistiken darüber dennoch Ziffern führen, so sind die nichts weiter als Mutmaßungen oder Errechnungen. Aber auch in den Vereinigten Staaten und in Canada verfügen wir über keine befriedigenden Daten. Nicht nur ist hier die große Zersplitterung in kleine und kleinste Gemeinden, von welchen einige nur noch locker zu dem Gros halten, ein erhebliches Hindernis bei einer Zählung; es tritt hier auch noch hinzu das den Amerikanern eigene unstete Wesen, die Unrast, die auch die sonst schollenverbundenen Mennoniten immer wieder erfaßt und einzelne Familien nnd kleinere Gruppen von Ort zu Ort wandern läßt, immer auf der Suche nach wirtschaftlichen oder auch anderen Vorteilen, und sie dabei in weltabgelegene Winkel verschlägt oder immer öfter auch schon in die Großstädte führt. Lange nicht immer finden diese Einzelgänger an ihrem neuen Wohnorte verwandte Gemeinden vor, denen sie sich anschließen könnten. Und so bleiben sie durch die Kirchenbücher unerfaßt, fahren aber fort Mennoniten zu sein und geben sich bei etwaigen Volkszählungen natürlich auch als solche an. Letzeres tun auch die vielen anderen, die so oder anders aus den Kirchenbüchern verschwinden, seien sie nun Gebannte, Ausgeschlossene, freiwillig aus einer Gemeinde Ausgeschiedene ohne Anschluß an eine andere, oder seien sie auch einfach aus Gleichgültigkeit von der Gemeinde Abgeratene. Sie alle wird der Census als Mennoniten eintragen. So kann es geschehen, daß die Ziffern der Kirchenstatistik in diesen Ländern hinter denen einer Volkszählung weit zurückbleiben, wie das z. B. in Canada der Census des Jahres 1941 so kraß gezeigt hat. Wenn nun unsere Kirchenstatistik versagt, und auch die Daten eines Regierungscensus in puncto Kirchenzugehörigkeit nicht als verläßlich zu betrachten sind, so ergibt sich, daß alle Angaben über die Zahl der Mennoniten in Nordamerika nur schätzungsweise gemacht werden können. Und im weiteren ergibt sich daraus, daß, wie schon zu Anfang gesagt, auf die Frage nach der Zahl der Mennoniten in der Welt keine definitive Antwort gegeben werden kann.

Ein ungefähres Bild jedoch über Zahl und Ausbreitung der Mennoniten in der Welt gibt die folgende Zusammenstellung:

Vereinigte Staaten	(?) 175,000
Canada	**111,000**
Rußland	80,000
Niederlande	70,000

Deutschland	15,000
Mexiko	10,000
Paraguay	6,000
Frankreich	4,000
Brasilien	2,000
Die Schweiz	2,000
Polen	2,000
Österreich	1,000
In anderen Ländern zerstreut	1,000
Insgesamt	479,000

Länder und Ländergrenzen sind so genommen, wie sie die Karte Europas vor dem gegenwärtigen Kriege aufwies.

Die Zahl für Canada ist dem Census von 1941 entnommen.

Derselbe Census gibt die Zahl der Mennoniten für die **einzelnen Provinzen** an wie folgt:

Manitoba	39,336
Saskatchewan	32,511
Ontario	22,219
Alberta	12,097
Britisch Columbia	5,105
Quebec	80
Nova Scotia	23
New Brunswick	5
Insgesamt	111,376

Diese Zahl (111,376) ist um rund 25,000 größer als die, die unsere Kirchenstatistiken als Gesamtzahl ergeben, wie aus der unten folgenden Tabelle hervorgeht.

Die Mennoniten Canadas zerfallen in die folgenden 13 **Konferenzen, bezw. Gemeindengruppen** mit jeweiliger Personenzahl, wie angegeben (in runden Zahlen):

1. Konferenz der Mennoniten in Canada	24,000
2. Alt-Mennoniten	15,000
3. Mennoniten-Brüdergemeinde	10,000
4. Sommerfelder-Gemeinden	8,000
5. Amisch-Mennoniten	7,500
6. Altkolonier-Mennoniten	4,400
7. Rudnerweider-Gemeinde	3,200
8. Chortitzer-Gemeinde	3,100
9. Kleine Gemeinde	2,700

10.	Mennoniten-Brüder in Christo	2,500
11.	Evangelische Mennoniten-Brüder	2,000
12.	Gemeinde Gottes in Christo	2,000
13.	Krimmer Mennoniten-Brüder	600
	Außerdem einige kleinere Abteilungen	1,000
	Gesamtzahl	86,000

(Sämtliche Daten dieser Liste nach Angabe des Statistikers der „Konferenz der Mennoniten in Canada," Benjamin Ewert.)

Zuwachs der Mennoniten

Der starke Zuwachs der Mennoniten, wie er charakteristisch ist für alle Siedlungsländer, ist nur zu einem verschwindend geringen Teil das Ergebnis von Anschluß neuer Gemeindeglieder aus anderen Kirchen. In der Hauptsache ist er das Resultat einer starken natürlichen Vermehrung; denn immer noch sind kinderreiche Familien eine allgemeine Erscheinung unter den Mennoniten der beiden Amerikas. Es ist nicht die hohe Geburtsziffer allein, die das bewirkt, sondern daneben auch die auffallend niedrige Sterbeziffer, die jener gegenüber steht. Zur Illustration seien hier einige Beispiele aus drei verschiedenen Ländern angeführt.

Kolonie Menno, Paraguay

Im Laufe des Jahres 15. Dez. 1941 — 15. Dez. 1942

Geboren	130
Gestorben	16
Gesamtbestand	2238 Personen

Kolonie Fernheim, Paraguay

Im Laufe des Jahres 1. Okt. 1941 — 1. Okt. 1942

Geboren	89
Gestorben	18
Gesamtbestand	1708 Personen

Ansiedlung in Patos, Durango, Mexiko

Im Laufe des Jahres 1942

Geboren	107
Gestorben	40
Gesamtbestand	2035 Personen.

Munizipalität Hanover (Ostreserve) Manitoba
(Mehr als 90% der Bevölkerung sind Mennoniten)

Im Jahre	geboren	gestorben
1940	340	56
1941	354	57
1942	312	51

Die relativ hohe Sterbeziffer in 1942 für Patos, Mexiko, braucht nicht notwendigerweise auf einen mangelhaften Gesundheitszustand in der Ansiedlung schließen zu lassen. Leider stehen die Daten für andere Jahre nicht zur Verfügung.

Schulwesen

Zur Erziehungsfrage

Es wäre falsch, zu den Gütern, die wir „ererbt von unsern Vätern," lediglich die zu zählen, die das Charakteristikum unserer Religionsgemeinschaft als solcher ausmachen.

Unsere Väter müssen in hohem Grade auch andere Güter besessen haben, Güter noch anderer Art und von einer Bedeutung und inneren Kraft, die immer wieder zu bewirken vermochten, daß unser Volk dort geduldet wurde, wo staatspolitische Interessen seine Ausweisung um seiner Glaubensprinzipien willen ratsam, wenn nicht gar notwendig erscheinen ließen. Diese besonderen, für unsere Geschichte so bedeutungsvollen Güter sind, ohne sie weiter zu spezifizieren, die Summe der charakterlichen und seelischen Eigenschaften, die neben der beruflichen Tüchtigkeit unsere Väter zu den wertvollen Staatsbürgern und nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft schlechthin machten, als welche sie in die Geschichte eingegangen sind, und als welche sie auch unser, ihrer Nachkommen, Stolz und Vorbild sein sollen. Es sind dieses die Tugenden, um derentwillen unsere Vorfahren von Holland nach Preußen geladen, von Preußen nach Rußland genötigt wurden, und um derentwillen sich auch uns, in denen man dieselben Tugenden voraussetzte, die Tür nach Canada öffnete. Um dieser Tugenden willen haben Regierungen sich immer wieder bereit gefunden, über unsere „Untugend", als welche unsere Wehrlosigkeit in den Augen der Staatsgewalten galt, hinwegzusehen und sie gar zu privilegieren.

Es muß also schon was um dieses väterliche Erbgut sein, wenn ihm solch großer Wert beigemessen wurde. Für uns nun gilt es, Wesen und Eigenheit dieses Gutes richtig zu erkennen und zu erfassen, den Wegen nachzuspüren, über die es von Generation zu Generation gelangte, und die Mittel zu finden, durch die es an unsere Kinder weitergegeben werden kann. Dabei werden wir erkennen, daß Erbgüter dieser Art zu einem sehr wesentlichen Teil aus dem Blute kommen und durch das Blut übertragen werden, daß ein beträchtlicher Teil aber auch das Resultat geistiger Zucht ist — der Erziehung.

Das heutige Zeitalter mit seiner alles nivellierenden Tendenz und der Umstand, daß wir Mennoniten durch die gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse und die Lebensverhältnisse überhaupt aus der früheren Isoliertheit herausgezogen sind, bringen es mit sich, daß der biologische Vererbungsfaktor für uns immer mehr seine Bedeutung verliert, und daß folglich, um uns das väterliche Vermächtnis zu erhalten, wir in wachsendem Maße auf das Mittel der Erziehung angewiesen werden. Auf die Erziehung unserer Kinder im Elternhause und in den Schulen, den bestehenden und den eventuell zu schaffenden.

Nun wird aber die Erziehung in der Familie nur dort von durchschlagendem Einflusse für das weitere Leben des Kindes sein, wo die Eltern selber geistig und sittlich hoch stehen und daneben erzieherisches Geschick in hohem Grade besitzen, komme es nun aus natürlichen Anlagen, oder sei es erworben. Solche Familien sind Ausnahmefälle und werden es immer bleiben, und für die große Masse unseres Volkes ist der Familienerziehungsfaktor von untergeordneter Bedeutung. Um so größere Aufmerksamkeit muß unseren öffentlichen Erziehungsanstalten — den Schulen zugewendet werden. Sie sind heute die recht eigentlichen Stätten, an denen sich die Formung unserer Kinder zu Männern und Frauen „unserer Väter wert" zu vollziehen hat.

Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit unsere Schulen lediglich Lernschulen und inwieweit sie auch Erziehungsanstalten sind, Erziehungsanstalten in obigem Sinn. Doch wie gut sie auch sein mögen, sie sind noch nicht vollkommen. Daß sie aber auf den Weg zur Vollkommenheit gebracht werden, das müßte unsere beständige Sorge, unser stetes Streben sein.

Als vor einigen Jahrzehnten die mennonitischen Privatschulen den Regierungsvolksschulen weichen mußten, hat sich bei den Mennoniten die Ansicht festgesetzt, daß ihnen mit diesem Akt die Schulung und Erziehung ihrer Kinder ganz aus den Händen genom-

men sei. Diese falsche Auffassung scheint dann ein allgemeines Abflauen des Interesses für die Schule zur Folge gehabt zu haben, das auch heute noch nachwirkt. Das ist tief zu bedauern; denn in Wahrheit ist uns durch die Verstaatlichung der Elementarschulen kein großes Leid geschehen. Kein Leid überhaupt, denn in bezug auf Bildung haben wir nur gewonnen. Daß wir aber auch in bezug auf Erziehung, Erziehung überhaupt und Erziehung im mennonitischen Sinne im besonderen, dabei gewinnen, das liegt bei uns. Wenn die Regierung bestrebt ist, auch unsere Kinder zu guten Staatsbürgern zu erziehen, so ist das nicht nur ihr gutes Recht, es ist auch ihre Pflicht. Unser gutes Recht und unsere Pflicht ist es, sie darüber hinaus auch zu guten Mennoniten zu erziehen, sie mit den spezifisch mennonitischen Tugenden auszurüsten, von denen oben die Rede war, und die Bürgertugenden sind in hohem Grade. Daß sie es sind, und daß sie als solche gewertet und geschätzt werden auch von unserer Regierung, dafür haben wir genügend Beweise, und daher wird sie uns nie an der Weiterkultivierung dieses väterlichen „Erbgutes" hindern, geschähe es nun in höheren Privatschulen oder in den staatlichen Volksschulen durch — unsere eigenen Lehrer. Unser Schulgesetz gestattet es uns, die Lehrer an den Volksschulen nach eigener Wahl und damit also die eigenen Lehrer anzustellen. Daß letztere so sind, wie wir sie für unsere besonderen Zwecke haben müssen, daß sie also nicht nur den Anforderungen des Staates vollauf genügen, sondern auch unseren speziellen Bedürfnissen gerecht zu werden befähigt sind, dafür müssen w i r Sorge tragen. Mit anderen Worten: wir als mennonitische Gesellschaft haben die Aufgabe, die Lehranstalten zu schaffen, die uns die so notwendigen hochqualifizierten Lehrer und Erzieher für unsere Elementarschulen, für unsere Schulen überhaupt geben. Diese Lehrer, wenn sie wirklich auf der Höhe und sich ihrer Aufgabe und Verantwortung voll bewußt sind, werden neben ihrer primären Aufgabe auch eine zweite erfüllen: sie werden Lehrer und Erzieher des mennonitischen Volkes überhaupt sein, und aus ihnen werden auch die führenden Männer hervorgehen, die ihm so not tun.

Die Bedeutung solcher Lehrerausbildungsanstalten ist von weitsichtigen Männern lange zurück erkannt worden. Es sind die Männer, deren rastloser Tätigkeit und unerschütterlichem Glauben an ihre Aufgabe die höheren Schulen in Gretna und Rosthern entwuchsen. Diese Männer haben zäh gekämpft, sie haben viel bittere Enttäuschungen erlebt, viel Rückschläge erlitten, und — sie haben schließlich gesiegt. Ihr Werk, die Schulen stehen heute fest und gesichert da. Nicht nur daß sie alle finanziellen Schwierigkeiten über-

wunden haben, sie haben auch — was weit mehr ist — die Interessenlosigkeit und die Lauheit unserer Gesellschaft der Sache dieser Schulen gegenüber überwunden, wenn anders man aus der Tatsache des großen Zustromes Lernlustiger, den die Schulen gegenwärtig erfahren, Schlüsse ziehen darf. Letztere Erscheinung ist nicht etwa das Ergebnis einer klug inszenierten Propagandakampagne oder einer geräuschvollen Agitation einiger Schulfreunde, sie ist vielmehr die Folge einer Sinnesänderung, die sich in unseren Gemeinden in der Schulsache vollzogen hat angesichts der vorzüglichen Erfolge, die diese Schulen als Lehranstalten, vornehmlich aber als Erziehungsanstalten aufzuweisen haben.

Damit wäre dann aber die feste Etablierung der Schulen in erster Linie ihr, der Schulen, eigenes Verdienst, und zwar das ihrer Leiter und Lehrer, und in keiner Weise unser, wenigstens nicht unser als Masse; und daher wäre es falsch, wollten wir nun auf fremden Lorbeeren „ausruhen" in dem beruhigenden Bewußtsein, daß die Schulen, nunmehr in leichterem Fahrwasser, ihren Weg auch weiter allein finden und wandeln werden. Richtig vielmehr wäre, jetzt, da der Schulwagen aus eigener Kraft ins Rollen gekommen, uns als Gesamtheit dahinter, bezw. davor zu stellen und ihm den Weg für eine ganz große Fahrt frei zu legen; denn — die Schulen sind heute nicht am Ende ihrer Entwickelung angelangt, sie stehen erst richtig an ihrem Anfang. Während der vielen Jahrzehnte ihres mühseligen Kampfes um ihre Existenz ist die Zeit weiter fortgeschritten, und was vor vierzig Jahren noch gut genug war, ist es heute lange nicht mehr; denn ganz andere Forderungen stellt das Leben heute an uns als Mennoniten und damit auch an die Erziehung unserer Kinder. Um diesen Forderungen gerecht zu werden, müssen unsere Lehrerausbildungsanstalten wachsen. Wachsen in die Breite, wachsen in die Höhe. In die Breite, damit sie weit mehr Schüler (die künftigen Volksschullehrer) fassen können, und in die Höhe, damit sie ihnen weit mehr geben können, was den Verstand entwickelt, die Erkenntnis mehrt, den Charakter bildet und das Gemüt reich macht; denn nur eine in jeder Beziehung hoch ausgebildete Lehrerschaft wird in den veränderten Verhältnissen der neuen Zeit und der Zeiten, die da kommenn, imstande sein, unsere Kinder zu Trägern und Übermittlern des „Erbes unserer Väter" zu erziehen.

Die Zeit für das mennonitische (pädagogische) College in Canada ist gekommen.

Der Kindergarten

Unter den rost- und diebessicheren Gütern, die die mennonitischen Nachkriegseinwanderer aus Rußland mit herüberbrachten, ist auch eines, das bis heute ganz ungerechterweise eine viel zu geringe Beachtung gefunden hat. Es ist das die Kindergartenidee. Die richtige Realisierung dieser Idee gäbe unserer Gemeinschaft ein sehr wirksames Mittel in die Hände im Kampfe um ihren Weiterbestand.

Es ist übrigens auch in Rußland der Kindergarten unter uns nicht viel mehr als eine Idee gewesen; denn als feste Einrichtung stand er erst ganz am Anfang. Mir ist nicht bekannt, wie weit man in den Molotschnaer Kolonien in dieser Sache vorgeschritten war, in der Alten Kolonie jedoch, wo in Chortitza Privatinitiative den Anfang damit machte, haben nur der Weltkrieg und was in seinem Gefolge kam es verhindert, daß der Kindergarten seinen kolonienweiten Einzug in die Ansiedlungen hielt. Denn 1914 waren bereits fünf Kindergärtnerinnen da, die ihre Fachausbildung entweder schon beendigt oder dabei waren, sie zu beendigen. Für sie alle war das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin mit seinen vorzüglichen Einrichtungen und vortrefflichen Lehrkräften die Anstalt, in der sie sich für ihren neuen Beruf vorbereiteten. Es kam dann der Krieg und mit ihm alles anders, der Kindergarten trat in den Hintergrund. Erst 1920, nachdem Kriegs- und Revolutionsunruhen sich etwas gelegt und der Aufbau einer „neuen Welt" zu beginnen hatte, meldete sich auch der Kindergarten wieder. Der erste kam in Niederchortitza ins Leben, wo Frl. Anna Vogt von Schönwiese die Kindergartenarbeit aufnahm. Niederchortitza, romantisch am Dnjepr gelegen, war eines der größeren Dörfer der Chortitzer Kolonie, und an Zahl der Kinder konnte es sich mit weit größeren messen. Es war für „Tante Anna" kein leichtes Stück, mit den rund 95 kleinen Niederchortitzern fertig zu werden, die wißbegierig oder abenteuerlustig, jedenfalls aber mit viel Getöse in den „Garten" — das Volksschulhaus — strömten. Um ihrer Herr zu bleiben mußte bald in zwei Schichten „gearbeitet" werden.

Da das Geld, richtiger die verschiedenen Papierscheine, die angeblich Geldeswert besaßen, dazumalen kein zuverlässiger Wertmesser war, fand man es, wenn auch nicht praktischer so doch gerechter, wenn das Schulgeld in Naturalien entrichtet wurde. Als Grundmaß dienten Butter und Eier. Nach ihnen wurden auch die anderen Feld- und Gartenprodukte abgewertet und als Zahlmittel zugelassen. Und so wurde die Kindergartentante Ende Monats dann

zur Besitzerin eines ansehnlichen Kolonialwarenlagers, mit dem sie nach Belieben verfahren konnte. „Verfahren" mußte damit werden, denn all das aufzuessen wäre für die Lagerinhaberin unmöglich gewesen. Jedensfalls war für das leibliche Wohlergehen der Kindergärtnerin gesorgt, und mehr verlangte sie, wie die Lehrer um diese Zeit überhaupt nicht. Der Kindergarten kam gut voran.

In der etwa 25 Werst nördlich von Chortitza gelegenen Nikolaipoler Kolonie wurde der Kindergarten zu einer Staatsangelegenheit. Der „Staat" war hier die zu der Zeit noch rein mennonitische Wolostverwaltung in Gemeinschaft mit der örtlichen (auch staatlichen) Behörde zur Förderung der Vorschul- und Außerschulbildung unter der Bevölkerung. Letztere Behörde war auch gut mennonitisch, waren ihre Leiter doch Lehrer der Zentralschule, die nicht nur unter Druck von oben, sondern auch aus eigenem Interesse und im Interesse der „mennonitischen" Wolost für alle Bildungsbestrebungen zu haben waren. Was lag nun näher, als daß man auf dem Gebiete der Vorschulbildung auf den Kindergarten kam, eine Institution, die anderweitig schon erprobt war und sich bewährt hatte! Es gab am Ort zwar keine vorgebildeten Kindergärtnerinnen, aber man wußte sich zu helfen.

Im Sommer 1920 kamen Kindergärtnerinnenkurse zustande unter Mitwirkung der Zentralschullehrer und zweier Pestalozzi-Fröbelschen Kindergartenlehrerinnen, Fräulein Vogt, die den Niederchortitzern weggeschnappt wurde — es war immer noch ein bißchen Revolution —, und Frau Liesbeth Siemens (geborene Braun, eine Molotschnaerin). Es fanden sich genügend Mädchen, die sich für die Sache interessierten und sich für den Kursus meldeten, die meisten aus der Nikolaipoler Wolost, einige aber auch aus der Chortitzer Kolonie. Und im Herbst desselben Jahres hatte jedes der 4 verbliebenen Dörfer der Kolonie (das fünfte, Eichenfeld, war mit Mann und Haus der Anarchie zum Opfer gefallen) einen Kindergarten. Den einen davon (in Nikolaipol) leitete Fräulein Vogt, die hier geblieben war, um auch im weiteren für ihre jungen Kolleginnen mit Rat und Anweisung zur Hand zu sein.

Auf diese Weise kam ein ganzer mennonitischer Bezirk in kürzester Zeit zu dem Institut der Kindergärten, das bei der Bevölkerung die beste Aufnahme fand.

Die Bedeutung des Kindergartens für unsere Kolonien lag einmal darin, daß die Kinder sich schon dort die Schulsprache aneigneten, und zum andern, daß in ihm ihre allgemeine Entwickelung stark gefördert würde, wodurch es möglich geworden wäre, die Elementarschuljahre zu kürzen, was besonders für solche Kinder, die

eine weitere Bildung suchten, von großem Wert war. Dahin hätte sich die Arbeit der Kindergärten auswirken können und es auch getan, wenn dann nicht alles ganz anders gekommen wäre. Endlose Schulreformen, dann Hungersnot und schließlich die Auswanderung machten auch dem Kindergarten ein Ende. Es blieb aber seine Idee, und die kam mit herüber nach Canada.

Der Kindergarten in Steinbach

Im Oktober 1923 wurde in Steinbach, dem administrativen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum der Ostreserve in Manitoba der erste Kindergarten eröffnet. Es dürfte der erste menn. Kindergarten in Canada überhaupt gewesen sein; denn in Steinbach wußte man von keinem andern und auch sonst nicht viel darüber. Als aber bekannt wurde, daß mit der zweiten Gruppe der „Rußländer" auch eine richtige Kindergärtnerin herübergekommen sei, die zeitweilig in Grünthal Unterkunft gefunden, demnächst aber nach Steinbach käme und es hier mit einem Kindergarten versuchen wolle, fanden sich sofort fortschrittlich gesinnte Männer, die sich hinter das Projekt stellten und dann behilflich waren, es Wirklichkeit werden zu lassen. Und als Fräulein Vogt, die Kindergarten-Pionierin von Niederchortitza und Nikolaipol, dann kam, dauerte es nur wenige Wochen, und der Kindergarten war im Gange. Ein leerstehender, geräumiger Ladenraum wurde der „Garten", und eines schönen Oktobertages kamen dann auch die „Blumen" an der Hand ihrer Mütter hereinspaziert. Und so war dann alles hübsch beisammen.

Es war für die Kindertante diesmal kein leichtes Stück, den Betrieb richtig in Schwung zu bringen. Zu neu war das Ding und zu fremd. Da war zuerst, was bei den Kindern schon gleich Mißtrauen erregte, daß ihre gemeinsame neue „Tante" immer nur englisch sprach, d. h. vielleicht sprach sie auch russisch, weil sie doch von Rußland gekommen war, oder — wer weiß — es war am Ende gar chinesisch; denn in diesem selben Raum hatte bis vor kurzer Zeit doch ein Chinese ein Cafe gehabt. Na, sagten sich die Kleinen, wenn die Tante nicht anders kann, so soll sie man Chinesisch sprechen, sie selber würden bei ihrem schönen Mennonitisch bleiben. Und als sie dann erst ein bißchen auftauten, schwatzten sie in ihrer plattdeutschen Muttersprache darauf los. Sie kamen aber nicht weit; denn immer wieder fuhr die Tante ihnen dazwischen und nötigte sie, das Gesagte in der fremden Sprache zu wiederholen, in Englisch oder Russisch oder was das war. Na, dann nicht, sagten sich die

„Blümlein“, denn das gibt ja so keinen richtigen Schwatz, und schlossen den Kelch. Aber zu Hause, der Mama, der würden sie rein ganz alles erzählen. Die Tante aber sprach indessen und sprach, und immer so laut, daß man hinhorchen mußte, ob man wollte oder nicht. Aber dann wollte der Peter mit einmal nicht, wollte überhaupt nicht mehr. So lange still sein, das ging ihm nicht gut, das hielt er einfach nicht aus, und dabei dann noch still sitzen und nicht einmal den Franz ein bißchen bucheln — er will nicht mehr. Und so steht er denn kurz entschlossen auf, stülpt sich die Mütze über den Kopf und geht zur Tür. „Eck well nô Huus“ erklärt er sehr entschieden und angelt nach der Türklinke. Er ist dann aber ganz verblüfft, als er plötzlich doch wieder auf seinem Stühlchen sitzt, und schaut ein bißchen eingeschüchtert und ein bißchen trotzig die resolute Tante an. So ist die zu ihrer dummen Sprache auch noch, denkt er, einfach anfassen tut sie einen, na, dann werd ich jetzt einmal brüllen. Und so brüllt der Peter denn, laut und ergiebig. Das hat zu Hause doch meist immer geholfen und muß doch auch bei der da anschlagen. Plötzlich hält er etwas inne, denn ein neuer Verdacht steigt in ihm auf: die Tante ist zu allem wohl auch noch taub. Er zielt verstohlen zu ihr hin: natürlich ist die taub, sie hört nichts von seinem Brüllen und ist wieder ganz bei ihrem Erzählen. Jetzt gerade gibt sie sich mit dem Lieschen ab, und fürwahr, das Lieschen lacht miteins laut auf, und ein paar andere Mädchen lachen mit. Ob die gar über ihn lachen? Peter wird ganz still, aber morgen — nee nee, morgen gibt es für ihn keinen Kindergarten mehr. —

Dasselbe denken auch einige andere von den Jungen; denn auch ihnen geht's mit dem Stillsitzen und Stillsein wie dem Peter. Die Mädchen sind schicksalsergebener, und etliche von ihnen, wenn sie auch nicht recht verstehen, was die Tante spricht, fühlen sich doch irgendwie zu ihr hingezogen; denn gut meint die es mit ihnen, das fühlen sie ihr ab. Und das kleine Mariechen, sonst etwas schüchtern und immer so still, springt plötzlich auf, läuft zur Tante hin, die auch auf einem Kinderstuhl sitzt, und legt ihr die Ärmchen um den Hals. Tante streicht über Mariechens Lockenköpfchen und zieht sie zu sich an das Knie. Und nun ist auch das Lieschen mit einmal da und auch zwei, drei andere. Mädchen sind eben Mädchen, und ein bißchen eifersüchtig in Liebessachen sind sie von der Wiege an.

Das Eis beginnt zu brechen. Es geht ganz in Stücke, als Tante Anna jetzt einen Ringelreigen ordnet, ihn in Bewegung bringt und zu singen anfängt. Erst singt sie allein und natürlich immer in der fremden Sprache, aber die Melodie ist lustig und so kurz, immer wiederholt sie sich, und immer wiederholten sich auch ein „russi-

sches" Wort, und — Peter ist ganz baff — Mariechen, das schüchterne, stille Mariechen singt nun auch, und wahrhaftig, es singt russisch. Peter gibt sich einen Ruck. Er war allein sitzen geblieben, alle anderen Knaben hatten sich auch in den Reigen ziehen lassen, bei ihm hatte Tante es gar nicht einmal versucht; ob die wohl geahnt, daß er sich stiepern wollte? Peter gibt sich also einen Ruck und schiebt sich dann auch langsam in den Kranz. Dabei schielt er nach der Tante; denn sie soll das nicht sehen, was die sich dabei einbilden könnte. Tante Anna hat nichts gesehen, stellt Peter mit Befriedigung fest, die schaut immer ganz wo anders hin, und er ist es zufrieden. So zufrieden ist er, und das Hopp - hopp - hopp des Liedchens reizt ihn so, daß er mit einmal auch singt. Mit der Melodie nimmt er es dabei nicht so genau, aber das russische Hopp, das kann er nun auch schon, und wo es kommt, da kräht er es in den Tönenwirrwarr, aus dem noch einmal Gesang werden soll, hinein. Und während er es einmal so recht aus vollen Lungen tut und Tante gerade vorbeikommt, sieht die ihn mit einmal doch wieder, und sie schaut ihn so schelmisch an und gibt ihm dabei einen leichten Klaps auf die Höschen. Was so'n Klaps nicht alles vermag — oder ist es auch noch der schelmische Blick? — Peter singt nun, daß er recht rot wird, und ein extra Hopp fügt er auch immer noch hinzu.

Peter ist den nächsten Tag dann doch gekommen und auch alle weiteren Tage.

Sehr bald kamen die Kinder dahinter, daß Tante Anna weder englisch noch russisch sprach, sondern hochdeutsch, genau so, wie es sonntags auch der Prediger und der Sonntagsschullehrer taten. Sie haben dann sehr bald selber so zu sprechen gelernt und mit der Tante nie anders gesprochen. Es hat aber volle vier Jahre gedauert, bis die Kinder untereinander hochdeutsch sprachen, bis Hochdeutsch richtig die Kindergartensprache wurde. Nachdem sie es aber geworden, ist in all den folgenden Jahren die Sprache für die Kindergartenlehrerin kein Problem mehr gewesen: die neuen Kinder lernten sie von den älteren spielend in wenigen Wochen. Und von der Zeit an haben auch die Lehrer in der Volksschule und in den Sonntagsschulen keine Schwierigkeiten gehabt, ihre Schüler in dieser Sprache zu unterrichten.

Ohne Unterbrechung hat Fräulein Vogt — Tante Anna, wie sie bald allgemein genannt wurde — von 1923 bis 1937 den Kindergarten geleitet. Die Zahl der Kinder variierte von 25 bis 40. Rund 450 Kinder haben während dieser 14 Jahre kürzere oder längere Zeit — ein, zwei oder drei Jahre — den Kindergarten besucht. Die meisten fingen mit vier Jahren an, einige aber auch schon mit

drei. In der Regel begannen die Beschäftigungen, um nicht zu sagen — Unterricht; denn den gibt es da nicht, es gibt da nur Spiel, in ein System geordnetes und methodisch durchgeführtes Spiel, im Mai und gingen durch Sommer, Herbst und Anfang Winter, wann ein Weihnachtsfest sie zum Abschluß brachte. Nur in den Vormittagsstunden, von 9 bis 12 Uhr, wurde „gearbeitet". Neben dem Weihnachtsfest, das meistens in der größten Kirche abgehalten wurde, um alle Besucher aufnehmen zu können, gab es auch noch ein zweites Fest, Ende Sommer, im Freien. Diese Feste waren allgemein beliebt und trugen hauptsächlich dazu bei, den Kindergarten populär zu machen.

Auch nach 1937, nachdem Fräulein Vogt nach North Kildonan verzogen war, hat Steinbach mit kurzen Unterbrechungen seinen Kindergarten gehabt, zeitweilig auch zwei, denn Steinbach ist stark im Wachsen. Auch gegenwärtig hat es einen, der unter Leitung von Fräulein Tina Reimer steht und von einigen 20 Kindern besucht wird.

Der Kindergarten in North Kildonan

Seit 1938 hat auch North Kildonan seinen Kindergarten. Hier liegen die Verhältnisse für solches Unternehmen nicht minder günstig wie in Steinbach. Auch N. Kildonan ist fast ausschließlich von Mennoniten bewohnt, ist ebenfalls in stetem Wachsen und ist auch sehr kinderreich. Im Westen stößt es an den sehr belebten Jefferson Highway, der es mit der Stadt verbindet, auf allen Straßen aber innerhalb der Siedlung ist der Verkehr nur schwach, und damit besteht so gut wie keine Gefahr für die Kinder bei ihrem Gang zum Kindergarten, und sie können hier auch ohne Begleitung weite Strecken ganz ungefährdet wandern.

Als, nach gut mennonitischer dörfischer Weise, im April 1938 ein Zettel von Haus zu Haus ging, der die Eröffnung eines Kindergartens anzeigte und zu seinem Besuch aufforderte, stellten sich am festgesetzten Tage Kildonans Kinder prompt ein. Sie kamen aus allen Richtungen und von allen (beiden) Gemeinden, mit und ohne Begleitung. Und so sind sie gekommen Tag um Tag, Jahr um Jahr. So kommen sie auch heute noch. In diesem Jahr sind es 48, die täglich den Weg zu „ihrer Schule" wandern. Und nicht nur aus Kildonan kommen sie, ein Autovoll kommt aus der Stadt, wo sich einige Familien zusammengetan haben und jeden Morgen ihre Kinder 3 — 4 Meilen hinaus in die Vorstadt fahren und sie mittags wieder abholen.

Hier hat die Sprache keine Schwierigkeiten gemacht, obwohl auch hier in den meisten Familien nur plattdeutsch gesprochen wird und in einigen, wenigstens doch mit den Kindern, nur englisch. Es sind aber genügend Kinder da, die hochdeutsch sprechen, und diese werden mit Tante Annas Hilfe zu Sprachlehrern für die andern.

Der N. Kildonan Kindergarten hat einen Schritt vorwärts getan, der als richtungweisend gelten dürfte. Auf Anregung der Eltern ist er zweistufig geworden, richtiger: ihm ist eine Kleinkinderschule angegliedert worden. Kinder des letzten Vorschuljahres, also die Sechsjährigen, erhalten Unterricht in Deutschlesen und -schreiben. Der Erfolg ist überraschend; denn mit demselben Eifer, mit dem die Kinder die Scheren beim Papierausschneiden und den Bleistift und die Buntstifte beim Malen handhabten, machen sie sich an das Malen der Buchstaben, aus dem dann das Schreiben der Wörter und Sätze hervorgeht. Die Kindergärtnerin, und nun gleichzeitig Lehrerin, behauptet, es sei eine Lust, mit diesen Kindern nun auch „Schule zu spielen", so gut begriffen sie, und so gern täten sie ihre Arbeit.

Es reizt mich, zum Schluß noch ein Stückchen von Klein-Viktor, der auch ein Kindergarten- und Kleinkinderschul-Absolvent in N. Kildonan ist, zu erzählen. Viktor ist linkshändig, er hatte aber sein Deutsch mit der Rechten schreiben gelernt. Später in der Stadtschule, lernte er, wie auch andere Linkshänder, mit der Linken schreiben. Was er hier schrieb, war Englisch. Und so blieb es dann auch: Englisch schreibt er mit der Linken, Deutsch mit der Rechten. So hätten's ihn seine beiden (verschiedensprachigen) Lehrerinnen gelehrt, erklärt er, und darum müsse es so.

A. D.

Der Werdegang der Mennonitischen Lehranstalt zu Gretna, Manitoba

(Von G. H. Peters, Gretna, Man.)

Die Entstehung und Entwickelung mancher gemeinnützigen Anstalt ist mit der Arbeit einer hervorragenden Persönlichkeit aufs engste verknüpft, ja von derselben vollständig abhängig. Dies trifft in besonderer Weise bei der Entstehung und Entwickelung der Mennonitischen Lehranstalt in Gretna, zu. Die Person, welche durch unermüdliche Arbeit die Anstalt ins Leben gerufen und bis zu ihrem Tode erhalten hat ist H. H. Ewert von Kansas.

Wenn wir nun auch das Verdienst H. H. Ewerts am Aufbau der Mennonitischen Lehranstalt obenan stellen, so vergessen wir keineswegs die Mitarbeit des ersten Mennonitischen Schulvereins in Manitoba. Ja, hätte dieser

Verein im Jahre 1888 nicht den Versuch gemacht, eine eigene Fortbildungsschule zu gründen, um mennonitische Lehrer vorzubereiten, wer weiß, ob H. H. Ewert jemals nach Manitoba gekommen wäre.

Der damalige Aelteste der Bergthaler Gemeinde, Johann Funk, und eine Anzahl fortschrittlich gesinnter Glieder dieser Gemeinde versuchten zuerst die Mennonitengemeinden im Süden Manitobas von der Notwendigkeit einer eigenen mennonitischen Bildungsanstalt zu überzeugen. Da sie aber auf zu harten Widerstand stießen, bildeten sie einen Schulverein, gründeten im Jahre 1888 in Gretna eine Schule und stellten Wilhelm Rempel als Lehrer derselben an. Nach Jahresfrist aber erklärte Lehrer Rempel, daß er sich der Aufgabe nicht gewachsen fühle, und die Schule wurde aus Mangel an einer passenden Lehrkraft wieder geschlossen.

In diesen Jahren hatte die Manitoba Provinzialregierung den Beschluß gefaßt, für die mennonitischen Schulen im Süden Manitobas einen mennonitischen Inspektor anzustellen, weil die mennonitischen Privatschulen den Anforderungen der Regierung vielfach nicht entsprachen. Man hoffte auf diese Weise die Kooperation der Mennoniten im Schulwesen zu gewinnen. Weil nun in Manitoba keine passende Kraft für diesen Posten zu finden war, sandte die Advisory Board des Departments im Jahre 1890 Dr. George Bryce nach Kansas mit dem Auftrag dort jemand zu suchen. Dieser Herr traf mit dem Leiter der dortigen Mennonitischen Fortbildungsschule, H. H. Ewert, zusammen und lud letzteren ein, nach Manitoba zu kommen und einen Inspektorposten unter den Mennoniten zu bekleiden.

Der Mennonitische Bildungsverein im Süden Manitobas schloß sich den Bemühungen von Dr. Bryce, Lehrer H. H. Ewert nach Manitoba zu bekommen, an, weil man hoffte, auf diese Weise einen qualifizierten Lehrer für ihre Schule zu bekommen und die Lasten der Unterhaltung dieses Lehrers mit der Regierung zu teilen.

Nach längerem Zaudern entschloß sich H. H. Ewert, seine schöne und einflußreiche Stelle in Kansas aufzugeben und nach Manitoba zu gehen, weil er die Einladung dahin als einen Ruf Gottes erkannte. Somit wurde die Schule im Jahre 1891 unter dem Namen Gretna Normalschule wieder eröffnet.

Der Kursus war am Anfang sehr primitiver Art, weil es an vorbereiteten Schülern fehlte, und nur ganz allmählich konnte man die höhern Grade einführen. Es dauerte mehrere Jahre, ehe man die Schüler so weit fördern konnte, daß sie das Examen für Lehrer dritter Klasse wagen konnten.

Leider stellten sich von Anfang an fast alle mennonitischen Gemeinden der Schule entweder indifferent oder sogar feindselig gegenüber ein. Nur in der Bergthaler Gemeine und in der Brüdergemeinde waren einzelne Personen, die zum Verein gehörten und die ganze Last der Unterhaltung der Schule trugen. Für die Bergthaler Gemeinde wurde die Schulfrage sogar katastrophal. Da der größte Teil der Bergthaler Gemeinde die Unterstützung der Schule von Seiten ihres Aeltesten, Johann Funk, nicht gut hießen, kam es zu einer Trennung der Gemeinde. 415 Familien sagten sich von ihrem Aeltesten los, wählten einen eigenen Aeltesten und gründeten eine neue Gemeinde, die sogenannte Sommerfelder Gemeinde. Nur 61 Familien blieben ihrem Aeltesten treu und erklärten damit, daß sie für gute Schulen und andere Reformbestrebungen stehen wollten.

Nach etwa zehn Jahren der Wirksamkeit Lehrer Ewerts gelang es den Gegnern die Schule bei den Provinzialwahlen solche Leute in die Regierung der Schule zu bekommen, welche Lehrer Ewert seines Postens als Inspektor der Schulen enthoben. Dadurch fiel, natürlich, auch sein Gehalt von der Regierung weg, und die finanziellen Lasten des Vereins verdoppelten sich. Schon triumphierten die Gegner der Schule in der Hoffnung, daß nun die Schule geschlossen werden müßte, und die große Gefahr fürs Mennonitentum vorüber sei. Aber sonderbarer Weise brachte dieser Umstand gerade das Gegenteil hervor. Es kam eine neue Begeisterung in den Verein, zum großen Teil dadurch verursacht, daß der Ladenbesitzer von Gretna, Erdmann Penner, sich bereit erklärte, für die Schule ein Kosthaus von etwa $5000.00 zu bauen, wenn der Verein einen Unterhaltungsfonds von $25000.00 sammeln würde. Man ging nun mit neuer Energie an die Sammlung dieses Fonds, und in weniger als einem Jahr waren hinreichende Zeichnungen für diesen Fonds zusammen. Bei dieser Arbeit hat wohl Lehrer Ewert den Löwenanteil gehabt.

Am 5. Mai, 1905, wurden die Vereinsmitglieder zu einer Versammlung nach Altona eingeladen, um über den Platz für die neuzubauende Schule zu beraten. Leider erhob sich auf dieser Versammlung ein Streit über die Art der Abstimmung. Dieser Streit hatte zur Folge, daß sich zwei unversönliche Parteien bildeten. Die eine Partei baute nun eine Schule in Altona, und die andere baute eine Schule in Gretna, in 1908. Diese Spaltung im Verein hatte schwere Folgen. Viele ernstgestimmte Glieder verloren die Freudigkeit zum Mitwirken im Erziehungswesen. Der Unterhaltungsfonds verschwand, und die Arbeit im Sammeln desselben war vergebens gewesen.

Seit 1908 arbeiteten nun zwei mennonitische Bildungsanstalten: eine in Altona unter dem Namen Mennonitische Bildungsanstalt (Mennonite Educational Institute), die andere in Gretna unter dem Namen Mennonitische Lehranstalt (Mennonite Collegiate Institute).

Die Altonaer Schule wurde jedoch im Laufe der Jahre von verschiedenem Mißgeschick verfolgt. Ihre Direktoren konnten keinen Prinzipal finden, der seine Dienste auf längere Zeit dem Aufbau der Schule widmete. Nach einigen Jahren geriet die Schule in finanzielle Schwierigkeiten, so daß sie einige Zeit geschlossen werden mußte. Sie erholte sich dann wieder, aber nach mehrjähriger weiterer Arbeit wurde die Anstalt im Jahre 1926 durch eine Feuersbrunst zerstört und ist nie wieder aufgebaut worden.

Die Gretnaer Anstalt ist auch nicht auf Rosen gebettet gewesen. Es erforderte die äußerste Anstrengung, sie im Gange zu halten und eine drückende Schuld zu vermeiden. Der Kreis, welcher die Schule unterstützte, war verhältnismäßig klein. Außerdem übte die ablehnende Stellung der großen Masse der Schule gegenüber einen lähmenden Eindruck auf diesen Kreis aus. Der Glaube an den Bestand des Werkes fing auch bei den Schulfreunden an, immer mehr zu schwinden. Der Schulbesuch sank nach zehnjähriger Existens auf 17, 16, ja in einem Jahr sogar auf 13 herunter, und wiederholt reisten die Direktoren zur Jahresversammlung mit dem Gedanken, daß jetzt mit dem Unternehmen Schluß gemacht werden würde. Da hat dann der Prinzipal H. H. Ewert den zagenden Geistern immer wieder Mut zugesprochen. Er ging von dem Grundsatz aus: die Schule muß sein, um unser Volk vor dm Niedergang bewahren zu helfen, und an diesem Grundsatz hat er bis zu

seinem Tode im Dezember 1934, beharrlich festgehalten. Wiederholt hat er selbst einen Teil seiner Gage für den Unterhalt der Schule geopfert. Es gab dann auch mal ein paar Jahre, wo die Schülerzahl wuchs, ja im Jahre 1916 stieg die Zahl der eingeschriebenen Schüler sogar bis auf 88. Bald, jedoch, fing sie wieder an zu sinken, und nur als die eingewanderten Lehrer in den Jahren 1924 und 1925 die Schule für ihre weitere Ausbildung benutzten, wuchs die Schülerzahl wieder bis auf 72. Dies war aber auch nur ein künstliches Aufflackern, verursacht durch das Stipendium, das man den Lehrern vorstreckte, und im Jahre 1932 sank die Zahl wieder bis auf 22.

Um die Schule den Gemeinden, denen sie ja ausschließlich dient, näher zu bringen, wurde der Verein im Jahre 1931 sich einig, sie den Mennonitengemeinden Manitobas zu übergeben, die sich durch ihre Vertreter bereit erklärten, die Schule zu verwalten. Leider verweigerten wiederum die größten Mennonitengemeinden Manitobas ihre Mitarbeit, und die Gemeinden, welche die Verantwortung für die Schule übernommen hatten, waren zu klein und finanziell zu schwach, um die Schule auf die Dauer allein weiter zu führen.

Im Jahre 1936 übernahm die Manitoba Mennonitenkonferenz die Schule, aber es stellte sich bald heraus, daß auch diese Organisation die finanziellen Schwierigkeiten der Schule nicht heben konnte. Die Schule ist stets bestrebt gewesen, allen Mennonitengemeinden ohne Rücksicht auf Gemeindeschattierung zu dienen. Weil nun die Brüdergemeinden nicht zur Manitoba Mennonitenkonferenz gehörten, andrerseits wieder gewisse Gemeinden, die zu dieser Konferenz gehörten, der Schule passiv gegenüber standen, wurde man sich im Jahre 1939 einig, eine neue Organisation zu schaffen, unter dem Namen „Verein der Mennonitengemeinden Manitobas". In dieser Organisation haben sowohl Gemeinden als auch einzelne Glieder Stimmrecht auf den jährlichen Konferenzen. Die Gemeinden, welche die Schule mit 30 Zents im Jahr pro Gemeindeglied unterstützen, haben das Recht, einen Delegaten mit einer Stimme für jede 20 Gemeindeglieder zu schicken. Gemeinden, welche der Schule freiwillige Beiträge zukommen lassen, andrerseits aber bei sich die Dreißigzentsteuer nicht eingeführt haben, haben auch das Recht, stimmberechtigte Delegaten zur jährlichen Konferenz zu schicken und zwar mit einer Stimmenzahl, welche der eingezahlten Summe proportional ist. Dann sind alle Eltern stimmberechtigt, welche in dem betreffenden Jahre Kinder in der Schule haben, ebenso auch Personen, welche bis zu einem bestimmten Termin einen jährlichen Beitrag von $2.00 eingezahlt haben.

Die stimmberechtigten Glieder werden jährlich zu einer Konferenz zusammengerufen, wo sie die Berichte über die Arbeit in der Schule anhören und die Glieder des Direktoriums der Anstalt wählen. Hier hat jedes stimmberechtigte Glied auch die Möglichkeit, seine Wünsche über die Führung der Anstalt zum Ausdruck zu bringen. Das Direktorium besteht aus 12 Personen, von denen jedes Jahr 4 ausscheiden und daher immer frische Wahlen stattfinden müssen. Dies Direktorium hat die Aufgabe, für das materielle Wohl der Schule zu sorgen, den Prinzipal und die Lehrer der Anstalt anzustellen und auch sonstige Fragen der Schule in Gemeinschaft mit dem Prinzipal der Anstalt zu lösen.

Soweit über die Organisation der Verwaltung der Schule. Was die Leitung der Anstalt betrifft, so ging dieselbe nach dem Tode Lehrer Ewerts

am Ende des Jahres 1934 an Lehrer G. H. Peters über. Letzterer, der auch der Schreiber dieses Artikels ist, hatte mit dem alten Prinzipal, H. H. Ewert schon 7½ Jahre gemeinschaftlich als dessen Kollege in der Lehranstalt gearbeitet. Er war also ziemlich vertraut mit den Zielen und Bestrebungen der Schule und hat versucht, diesen Prinzipien in der Leitung der Anstalt auch weiterhin treu zu bleiben, wenn dieses auch nicht immer ganz leicht war.

Die Grundsätze, welche der erste Prinzipal der Anstalt in Gemeinschaft mit dem ersten Schulverein niedergelegt hatte, und nach denen er die Schule führte, sind kurz die folgenden: Sowohl die Erziehung als auch der ganze Unterricht sind auf einer fundamental-christlichen Grundlage zu basieren und jedem Modernismus ist scharf entgegenzuarbeiten. Die alten, mennonitischen, erprobten Prinzipien unserer Vorväter sind hochzuhalten nach dem Grundsatz: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Unserer Religion und unserer Muttersprache ist ein hervorragender Platz im Unterrichtsplan zu geben. Die von der Regierung vorgeschriebenen Fächer sind so gründlich zu lehren, daß unsere Schüler in dieser Beziehung in keinerlei Weise den Schülern in den Regierungsschulen nachstehen. Die Schüler sind in ihrem Betragen zu überwachen und durch vernünftige, wenn auch strikte, Schulregeln vor Irrwegen zu bewahren und an einen ordentlichen Lebenswandel zu gewöhnen.

Wie schon angedeutet, ist die Leitung bestrebt gewesen, die Schule nach diesen Grundsätzen zu führen, und der liebe Gott hat besonders in den letzten Jahren die Schule reichlich gesegnet. Das zeigt der Umstand, daß immer mehr mennonitische Eltern der Schule ihre Kinder anvertrauten. Wir lassen hier die Zahlen sprechen. Im Jahre 1938—39 hatten wir 50 Schüler auf der Liste; im Jahre 1939—40 waren's 66; im Jahre 1940—41 stieg die Zahl bis 75; im Jahre 1941—42 waren's schon 86; und im Jahre 1942—43 wuchs die Zahl bis auf 124. Dies ist das Maximum, das die Schule fassen kann. Für das Jahr 1943—44 übersteigt die Zahl der Anmeldungen dieses Maximum schon bedeutend, und wir werden womöglich gezwungen sein, einige Schüler, die bei uns lernen möchten, wegen Mangel an Raum zurückzuweisen. Allerdings hat die diesjährige Schulkonferenz das Direktorium beauftragt, Mittel und Wege zu suchen, die Schule zu vergrößern. Weil dies aber Neubauten erfordern würde, wird diese Vergrößerung der Schule fürs kommende Schuljahr schon nicht zustande kommen.

Mit Gottes Hilfe ist es uns gelungen, in den letzten Jahren verschiedene Verbesserungen in der Schule einzuführen. Ich erwähnte hier nur einiges. Wir haben jetzt besondere Residenzen für unsere Schülerinnen, während sie früher in Privatquartieren untergebracht werden mußten, was in der Ueberwachung ihrer Arbeit und ihres Betragens sehr hinderlich war. Für alle Mädchen ist ein schönes und anständiges Schulkleid eingeführt worden, was das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Schülerinnen verstärkt und sie zu einer Schulfamilie mehr zusammenschließt. In allen Schülerquartieren ist elektrisches Licht eingeführt worden. Das schützt nicht nur die Augen der Schüler, sondern verringert auch bedeutend die Feuersgefahr in den Residenzen. Unsere Schule besitzt gegenwärtig auch ein modernes Feueralarmsystem und auch eine besondere Feuertreppe, was die Lebensgefahr im Falle einer Feuersbrunst bedeutend vermindert. Außer den genannten haben noch manche andere Verbesserungen in den letzten Jahren eingeführt werden

können. Alle diese Verbesserungen waren uns möglich, weil die größere Schülerzahl auch größere Einnahmequellen eröffneten, und obzwar wir in den letzten Jahren von dem lästigen und wohl auch unwürdigen Kollektieren für die Schule ganz abgesehen haben, ist es uns doch möglich geworden, die alten Schulden zu decken, so daß die Schule gegenwärtig schuldenfrei dasteht. Es sei hier noch bemerkt, daß bei weitem der größte Prozentsatz unserer Schüler Kinder der neueingewanderten Mennoniten sind, wobei die Brüdergemeinden und die sogenannten Kirchengemeinden mehr oder weniger gleichmäßig vertreten sind.

Für das erfreuliche Wachsen unserer Schule geben wir Gott allein die Ehre, der haben wollte, daß wenigstens einem Teil unserer Jugend die Gelegenheit einer christlichen und harmonischen Erziehung und Bildung gegeben werden sollte. Wenn er uns Lehrer in dieser seiner Arbeit hat brauchen können, so sind wir ihm dafür viel Dank schuldig. Denn von ihm kam die Kraft und von ihm kam auch das Gedeihen. In wunderbarer Weise hat er die Schwierigkeiten, die sich uns entgegen türmten, aus dem Wege geräumt, und unser Schulschifflein steuert sicher und ruhig mitten durch die brandenden Wogen des Völkermeeres, unbekümmert um die gefahrdrohenden Felsen, an denen es vielleicht zerschellen könnte. Christus, unser Steuermann, führt uns sicher hindurch, und ihm sind wir unsern innigsten Dank schuldig. Ihm wollen wir auch in der Zukunft vertrauen, dann werden wir nicht zu Schanden werden.

Das letzte Schuljahr hat uns ganz besonders die wunderbare Durchhilfe Gottes erfahren lassen. Es war keine Kleinigkeit, von einer Schülerzahl von 86 plötzlich auf 124 überzugehen. So eine Anzahl von Schülern war in der Schule nie gewesen, und es fehlte an allem, um diese Schüler beherbergen und betreuen zu können. Nicht nur hatten wir viel zu wenig Bettgestelle, Stühle, Tische, Matratzen, usw., sondern uns fehlten auch Wohnungsmöglichkeiten für etwa 30 Schüler beiderlei Geschlechts. Unsere Schulkasse war im vorigen Sommer viel zu schwach, als daß wir damit viel ausgerichtet hätten. Wir wandten uns nun an die Eltern der angemeldeten Schüler mit der Bitte, schon im Sommer so viele Zahlungen wie möglich zu machen. Eine ganze Anzahl reagierten auf diese Bitte, und wir waren in der Lage, ein Haus in der Nähe der Schule zu kaufen, es zu vergrößern und als Knabenresidenz einzurichten. Der liebe Gott fügte es so, daß wir ein anderes Haus, auch in der Nähe der Schule gelegen, pachten konnten und zu einer zweiten Mädchenresidenz umwandeln. Es war uns auch möglich, diese Heime mit dem nötigen Möbel auszustatten, elektrisches Licht einzurichten und unsere Schüler darin aufzunehmen.

Die Anstellung eines vierten Lehrers machte uns längere Zeit große Sorge. Unser langjähriger Kandidat, Lehrer Paul Schäfer von Gnadenthal, war noch nicht zu haben. Endlich fanden wir in Franz Friesen, Altona, einen jungen Lehrer, der uns aber nur bis Weihnachten dienen konnte, weil er seinen Ruf in die Armee erhielt. Somit waren wir nach Weihnachten gezwungen, die ganze Arbeit unter drei Lehrer zu verteilen. Im Vertrauen auf Gottes Hilfe haben wir es getan, und wir sind in unserm Vertrauen nicht zu Schanden geworden. Wir haben die Arbeit tun können, wenn sie auch schwer war, und unsere Schüler haben die Endexamina nicht schlechter gemacht, als in den früheren Jahren.

Es wäre vielleicht am Platz, zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Erfolge unserer Schüler in den von der Regierung vorgeschriebenen Fächern zu machen. Trotzdem unsere Schüler ein tüchtiges Pensum in Religion und deutscher Sprache zu bewältigen haben, machen sie die Endexamina der Regierung bedeutend besser als die Durchschnittsschüler in den Regierungsschulen. Hier sprechen Zahlen eine deutliche Sprache. Während der Prozentsatz der durchgefallenen Schüler in den meisten Schulen der Provinz zwischen 22 und 25% liegt, fallen bei uns nur von 8 bis 14% durch, und dies trotzdem, daß unsere Schüler ein bedeutend größeres Pensum durchzuarbeiten haben. Dieser Erfolg in der Arbeit kann nur damit erklärt werden, daß wir versuchen, bei den Schülern von vorne herein einen Arbeitsgeist zu pflegen, und daß unsre Schulregeln sie an den Abenden an ihre Zimmer fesseln und ein Herumspazieren auf den Straßen nicht gestatten. Es ist keine Seltenheit, daß Schüler unseres XI. Grades das erste „Isbister Scholarship" gewinnen, das bekanntlich nur dem besten von mehreren Tausend Schülern verabreicht wird. Es mag fast so scheinen, als wollte ich mit unserer Schule prahlen. Nichts liegt mir ferner als das. Ich konstatiere nur Tatsachen, die beweisen sollen, daß unsre Schule in der rechten Richtung steuert und daß Eltern, welche ihre Kinder unserer Schule anvertrauen, ihre Wahl in der Regel nicht zu bedauern haben.

Indem wir nun Gott unsern tiefsten und ersten Dank darbringen für seine Durchhilfe und seinen gnädigen Schutz, wollen wir doch auch des Mannes nicht vergessen, der dem Rufe Gottes seiner Zeit folgte, hier die Schule eröffnete und sein Leben in ihrem Dienste verzehrte. Das Andenken H. H. Ewerts wird in Ehren bleiben, solange diese Anstalt zum Wohle unseres mennonitischen Volkes arbeitet.

Was der liebe Gott mit uns in der Zukunft vorhat, wissen wir nicht. Wie schon angedeutet, haben wir mehr Anmeldungen von Schülern für's kommende Schuljahr, als wir aufnehmen können. Auch haben wir in Lehrer Paul Schäfer eine tüchtige vierte Lehrkraft gewonnen. Ist es Gottes Wille, daß die Schule vergrößert wird, so wird er Menschen willig machen, die nötigen Mittel beizusteuern. Wir wollen nur treu sein und den Dienst, den Gott uns aufgetragen, auch in der Zukunft im Aufblick auf ihn und seine Hilfe tun. Dann wird aus der Anstalt noch viel Segen strömen, und sie wird unserer Jugend ein Wegweiser sein aus dem Dunkel der Welt des Abfalls und des Materialismus nach den lichten Höhen der Gottesgemeinschaft und des Dienstes in seinem Reich. Diesem Ziele wollen wir auch in der Zukunft zustreben.

Gretna, den 5. August, 1943.

Die deutsch-englische Fortbildungsschule in Rosthern, Sask.

Aus der Anfangszeit der Schule.

Über diese Zeit schreibt Ältester David Töws, der Präsident des Schulvereins, einiges unter „Zweck und Ziel der Schule" in den Jahrbüchern der Schule von den Jahren 1942 und 1943, dem das Folgende entnommen ist.

„Es war wohl um das Jahr 1900, als einige aus unserem Volke den Gedanken faßten, hier in Saskatchewan auch eine eigene Fortbildungsschule zu gründen, (Die Gretnaer Schule wurde 1888 gegründet. A. D.) in der Deutsch und Englisch unterrichtet werden sollte, und in der junge Leute die Gelegenheit hätten, sich speziell für den Dienst an unserem Volke auszubilden. Besonders schwebte den Gründern der Schule vor, Lehrer heranzubilden aus unserem Volke für unsere öffentlichen Schulen. Sie glaubten mit Recht, daß auch in unserem Volke die Gaben sind, die auch andere haben, und wenn wir aus unserem Volke Lehrer gewinnen könnten, dann hätten wir Lehrer, die in den Eigenheiten unseres Volkes erzogen sind, und welche auch die Kinder im Sinne der Eltern könnten erziehen helfen." .....

„Nachdem ein Komitee, bestehend aus 5 Personen, ernannt worden war, um Statuten auszuarbeiten, wurde den 7. März 1903 eine allgemeine Versammlung in der Eigenheimer Kirche abgehalten. Die Versammlung war gut besucht, was reges Interesse für eine Fortbildungsschule zeigte. Von überall aus der Ansiedlung waren Vertreter gekommen, und das Interesse schien allgemein zu sein." .....

„Die Fragen, um die es sich in den Besprechungen handelte, waren folgende: Wollen wir eine Fortbildungsschule haben? Wenn ja, warum? Ist es uns möglich, jetzt schon eine solche Schule zu gründen? Dann war die Frage ziemlich brennend: Wenn wir eine allgemeine Fortbildungsschule haben wollen, soll diese Schule auf dem Lande oder in der Stadt erbaut werden? Die Versammlung bestand größtenteils aus Farmern, und bei der Abstimmung war die Mehrzahl der Stimmen für das Land. Nur erst auf der zweiten Versammlung, welche den 10. Juni 1903 stattfand, entschied die Mehrheit sich doch für die Nähe einer Stadt; und auf einer späteren Versammlung, welche in Bruderfeld, in der Kirche der M. Brü-

dergemeinde abgehalten wurde, entschied die Versammlung für Rosthern.

Da es an dem Tage, als diese Versammlung abgehalten wurde, sehr kalt war, wohl 60 Grad unter Null, mit starkem Nordwestwind, waren Vertreter vom Süden nicht gekommen. Weil dessen ungeachtet die Abstimmung vor sich ging, gab es im Süden viel Unzufriedenheit mit dieser Abstimmung.

Es kann ja nicht behauptet werden, daß Rosthern in jeder Beziehnng passend war und ist für eine Fortbildungsschule. Aber Rosthern war damals wohl das größte Städtchen in unserer Ansiedlung; auch wohnten hier wohl die Geschäftsleute, welche am fähigsten waren, die Sache finanziell zu unterstützen. Dieses mögen Gründe gewesen sein, warum die Schule nach Rosthern kam“. . . .

„Die Schule hatte von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Schwierigkeiten der Pionierjahre waren eigentlich noch nicht ganz überwunden, die Leute waren allgemein arm, wenn auch das Interesse da zu sein schien.

Vor allem war es notwendig, Versprechungen auf Geldbeiträge zu sammeln zur Einrichtung und zum Unterhalt der Schule. Es wurde jemand bestimmt, der durch die Ansiedlungen fahren sollte, und zwar nicht mit einem Auto, sondern mit einem alten, fast ganz verbrauchten Pferdchen, das für Farmarbeit nicht mehr viel nützte. Das ging langsam, aber das Pferdchen trottete geduldig durch die Ansiedlungen bei Eigenheim, Tiefengrund, Laird, Waldheim, bis nach Langham und schließlich nach Aberdeen. Die Leute waren allgemein willig, Versprechungen zu machen, aber als der Herbst kam und die Ernte nicht grade sehr gut ausfiel, da sahen es viele nicht als ihre erste Aufgabe an, das Geld nun auch zu zahlen“. . . .

„Aber es wurde weiter gearbeitet. Wenn einige der Gründer von Zeit zu Zeit etwas mutlos werden wollten, dann wurde auf Versammlungen immer wieder auf die Wichtigkeit der Arbeit hingewiesen und die Lehrer (die aus Geldmangel nicht pünktlich ihre Gage erhielten und Schulden machen mußten, A. D.) wurden ermuntert, doch durchzuhalten. Manche Schulfreunde brachten auch wirkliche Opfer.

Später gab es ja auch wirtschaftliche Fortschritte, die Beiträge für die Schule flossen reichlicher, und wir konnten die Schule durch all die Jahre offen halten“. . . .

„Der Zweck der Schule war vorläufig der, junge Leute auszubilden, die ihr Staatsexamen machen und dann in den mennonitischen Ansiedlungen unterrichten könnten. Und es hat sich im Laufe der Jahre erwiesen, daß unsere jungen Leute, wenn sie die notwen-

dige Vorbildung haben, gerade so fähig sind, in den englischen Fächern zu unterrichten, wie es gebürtige Canadier sind"....

„Heute (1942 A. D.) arbeiten viele der früheren Schüler in verschiedenen Berufen: etwa 100 unterrichten mennonitische und andere Kinder in den öffentlichen Schulen; zwei der früheren Schüler sind Inspektoren; mehrere arbeiten in Colleges und Hochschulen; manche stehen in der Mission in verschiedenen Ländern, und eine Anzahl dient unserm Volke als Prediger und Sonntagsschularbeiter. Andere haben sich weiter ausbilden lassen als Ärzte, Ingenieure und Kaufleute. Viele sind Farmer geworden und geblieben und können sich in andrer Weise unsern Gemeinden nützlich machen".

Aus den Entwickelungsjahren der Schule

Die Schule hat nicht nur in den Gründungsjahren sondern auch in der Folgezeit mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die zeitweilig selbst ihre Existenz bedrohten. Hierüber wird einiges mitgeteilt in dem Berichte über die Schule an die „Konferenz der Mennoniten" des Jahres 1941. Es heißt da in einem Rückblick auf die Geschichte der Schule unter anderm:

„Eines der größten Hindernisse zu einem raschen Aufschwung bestand in dem indifferenten Verhalten der Gesellschaft der Schulsache gegenüber. Infolgedessen mußte die ganze Schulsache von einem Verein, der sich aus Schulfreunden bildete, unter großen Schwierigkeiten geführt werden"....

„Mehrere Male während der Zeit des Bestehens der Schule ist der Verein vor die Alternative gestellt worden, die Schule aufzugeben oder sie in eine Bibelschule zu verwandeln.

Auf einer Versammlung am 19. Februar 1915 wurde die Frage erwogen, ob man die Schule an die Stadt Rosthern verkaufen wolle mit dem Vorbehalt, ein deutsches Department an der Schule zu erhalten. ‚Die schwere finanzielle Lage', so heißt es in dem Bericht über jene Versammlung, ‚ist die Veranlassung dazu'. Nach ernstlicher Erwägung dieser Frage entschied die Versammlung, die Schule nicht zu verkaufen; und der Herr half weiter. In dem Berichte auf der Jahresversammlung am 15. Juni 1917 heißt es: ‚Die Schule mußte — wie es war — wieder mit einem Defizit schließen'. Die Gehälter für qualifizierte Lehrer waren nach dem Kriege sehr hoch. Da auch die anderen Ausgaben demgemäß sich steigerten, stieg das Budget bis auf $9727.77. Auch diesmal zeigten die Schulfreunde wieder, wie sehr die Schule ihnen am Herzen

lag: sie versprachen auf der Jahresversammlung am 21. Juli 1921 für die Schule $1800.00 zu geben. Und im folgenden Jahre zeigte der Jahresbericht auf der Jahresversammlung (am 25. Sept. 1922) an Beiträgen eine Summe von $6356.32.“....

„Doch bald darauf wurde wieder die Klage laut: ‚Die finanziellen Schwierigkeiten sind sehr groß.‘ Man hat auf verschiedene Mittel und Wege gesonnen, diese Schwierigkeiten zu beheben. Es sind Versuche gemacht worden, einen Schulfonds, später einen Unterhaltungsfonds zu gründen; dann wurde auch ein Beschluß gefaßt, ein Finanzkomitee zu wählen und die Unkosten auf die Gemeinden zu verlegen und jedes Gemeindeglied mit $3.00 zu besteuern, später wurde diese Steuer schon nur auf 50c. berechnet. Von einem durchgreifenden Erfolg solcher Beschlüsse finde ich (Der Berichterstatter. A. D.) in den späteren Berichten keine Erwähnung. Es blieb wie es war, der Kampf mit den Schulden blieb der Schulverwaltung schweres Los. Und in den verschiedensten Tonarten wurden die Klagen über die geringe Teilnahme der Gemeinden an der Schule wiederholt.“....

„Eine Wendung zum Bessern trat ein, als sich die Schulverwaltung im Jahre 1937 im Vertrauen auf Gottes Hilfe zu einem drastischen Beschluß entschied: keine Schulden mehr zu machen. Dieser Beschluß ist befolgt worden, und diese Maßnahme hat sich gut bewährt: die Schulden sind bis über die Hälfte reduziert, und in diesem Jahr allein hat sie können um $3060.00 vermindert werden, so daß wir in Aussicht haben, nach ein paar Jahren eine schuldenfreie Anstalt zu besitzen.“

Soweit der Bericht.

Hier nun noch, demselben Berichte entnommen, zwei Urteile der Hochschulinspektoren, die seit 1929 die Schule besuchten:

„Die Schule als Erziehungsanstalt steht in der Provinz als Erziehungsfaktor fast einzigartig da.“

„Ich möchte mit Nachdruck betonen, daß die Schüler freiwillig ihre freie Zeit opfern zur Instandhaltung der Schule. Sie pflegen den schönen großen Garten, haben einen Brunnen und einen Gemüsekeller gegraben, haben ihren Eisrink repariert, einen Fonds fürs „Rote Kreuz“ gegründet u.s.w. All dieses ist ein wesentlicher Teil ihrer Bildung, um sie zu recht tüchtigen mitwirkenden Bürgern für die Umgebung, in der sie leben, zu machen. Ich fand den geistigen Ton der Schule vorzüglich. Gefälligkeit, Anstand, Schicklichkeit und andere Eigenschaften stehen wahrlich hoch. Eure Lehrerschaft ist zu beglückwünschen für ihren Einfluß.“

Den Fortschritt der Schule zeigt in Zahlen die folgende Tabel-

le. Sämtliche Daten stammen aus dem Bericht des Principals K. G. Toews für die Jahresversammlung der Schule im Juli 1943.

Schülerzahl

Schuljahr	Akademie	Bibelschule	Gesamt
1938—39	60	15	75
1939—40	72	25	97
1940—41	78	29	107
1941—42	79	29	108
1942—43	114	41	155

Einnahmen

Schulgelder	Kollekten	Gesamt	Verschuldung
2671.18	2659.48	5330.66	11,600.00
4276.86	2160.92	6437.78	10,799.60
4743.57	4325.44	9069.01	9,590.00
5864.01	3505.65	9369.66	9,165.00
7944.10	3168.10	11,112.30	5,925.00

Die finanzielle Gesundung der Schule mit der nunmehr in greifbare Nähe gerückte Abtragung des letzten Schuldenrestes und nicht zuletzt die guten Lehrerfolge der Anstalt haben in der Schulverwaltung das Projekt einer Erweiterung des Schulprogrammes erstehen lassen. Es werden die Mögligkeiten erwogen, durch Angliederung einer Universitätsklasse die Schule in ein Junior College umzuwandeln. Der Präsident der Universität in Saskatoon, der die Anstalt besuchte, um diese Mögligkeiten zu untersuchen, hat, wie der Schulbericht darüber mitteilt, „dieses fortschrittliche Bestreben der Mennoniten warm begrüßt."

Zum Schluß noch ein Gedicht von Elisabeth Peters, einer Schülerin des 12. Grades, abgedruckt im Jahrbuche der Schule „The Link" 1943.

An unsere Schule

Ich hab dich lieb, du alte, treue Schule,
du wirst mir in Erinn'rung immer steh'n;
ich hab dir viel zu danken; was erworben
ich bei dir hab, das wird mir nie vergeh'n.

Du botst mir Freuden, die ich nie gefunden
weit außer dir, denn hinter deinen Toren
da fand ich etwas, das im Herzen schlummernd
ich nie ergründet, nie sonst wär geboren.

Du bist ja unsre Schule, unser Leben,
und unser Geist herrscht hier und wächst in Treu'.
Du bist uns, was die Welt uns nicht kann geben,
lehrst uns der Väter Glauben stets aufs neu.

Tret' ich auch aus, und muß ich weiter wandern,
so laß ich dir ein Herz, das du erfreut;
ich möcht' dich sehen wachsen stets und grünen,
und Segen streuen, wie du schon gestreut.

Nun will ich deine Lehr' ins Herze schließen
und schreiben deinen Segen tiefer ein,
und weitergeben, was ich hier erworben,
um andern stets ein Segen auch zu sein.

A. D.

Mennonitische Bibelschulen in Canada

Von J. H. Enns

Die Schulen unseres Landes sind religionslos. Unsere Kinder bekommen in den Distrikt- und Hochschulen wohl gute Unterweisung in vielen nützlichen Fächern, aber die direkte religiöse Unterweisung wird geflissentlich vermieden. Wahrscheinlich will die Regierung nicht einen konfessionellen Religionsunterricht, und einen allgemeinen, der alle Bekenntnisse befriedigen würde, kann man bis jetzt nicht finden. Da empfinden nun die Gemeinden, daß sie selbst die religiöse Erziehung ihrer Jugend in die Hände nehmen müssen. Die Katholiken tun das damit, daß sie ihre eigenen Distrikt- und Hochschulen haben, wo sie feste katholische Lehre mitunterrichten. Die protestantischen Kirchen haben Sonntagsschulen. Außerdem haben die größeren Gemeinschaften, wie ja auch die Katholiken, besondere Lehranstalten für Ausbildung ihrer Prediger und Gemeindearbeiter. Auch wir Mennoniten bemühen uns um die religiöse Erziehung unserer Kinder. Auch wir haben Sonntagsschulen, haben in Canada auch zwei Mennonitische Lehranstalten, eine in Gretna, die andere in Rosthern, wo neben dem Regierungsprogramm noch besonders Religion u. die Muttersprache gepflegt werden. Zu diesem sind in den letzten Jahrzehnten in unseren Gemeinden eine ganze Reihe sogenannter Bibelschulen gekommen.

Da in den Bibelschulen der wesentlichste Teil des Unterrichts Religion ist, so kann man den Ursprung solcher Schulen sehr weit zurück denken. In der Bibel finden wir, daß der Richter und Prophet Samuel Prophetenschulen aufmachte, welche dann hundert Jahre später von den gewaltigen Propheten Elias und Elisa wieder ins Leben gerufen wurden. In dieser Schulen wurden offenbar die vorhandenen „heiligen Schriften", die Geschichte des eigenen Volkes, das bestehende Recht, Gesang und vor allem Schreiben und Lesen gelehrt. Aus diesen Prophetenschulen sind wohl zum Teil die Verfasser der alttestamentlichen Schriften hervorgegangen.

Zur Zeit Jesu begegnen uns die vielen Synagogen des Landes, die aber mehr gleich unseren gegenwärtigen Kirchen und Versammlungshäusern Unterweisung der Gesamtgemeinde im Auge hatten. Doch waren auch viel Schulen da, wo Knaben Schreiben und Lesen lernten und besonders Unterricht aus „der Schrift, dem Gesetz und den Psalmen" erhielten. In solch einer Schule ist jedenfalls auch Jesus gewesen.

Das Christentum der ersten Jahrhunderte nahm sich der Unterweisung der Jugend ganz besonders an. Auch die Neuhinzukommenden, die erwachsenen Heiden, die sich der Gemeinde anschlossen, bekamen zuvor eine gründliche Unterweisung in der christlichen Lehre. So entstanden die Katechetenschulen, deren berühmteste wohl die von Alexandrien gewesen ist.

Im Mittelalter waren es die vielen Klosterschulen, die neben vielem allgemein Wissenswerten besonders Religionsunterricht gaben. Sehr schön und zutreffend hat F. W. Weber in seinem Gedicht „Dreizehnlinden" (so hieß das betreffende Kloster) von der erzieherischen Tätigkeit frommer Mönche gesagt:

„Aber noch ein andrer Acker
blieb den Vätern: reicher Boden,
tiefer Grund, doch schwer zu bauen
und voll heidnisch wilder Loden.
Traun, da gab es viel zu rupfen,
viel zu zähmen und zu zanken,
viel zu zerren und zu zupfen
an den ungezognen Ranken!
Auf den braunen Eichenbänken
saß die Brut der Sachsenrecken,
junge Bären; Riesenarbeit
war's, sie bildend zu belecken.
Erstlich galt's, der Römerrunen
fremden Zauber zu ergründen:
o ein dornenvolles Rätsel,
dessen Lösung kaum zu finden!
Dann gefällig nachzubilden
all die wunderlichen Zeichen:
Hohes Ziel, nur auserwählten
Fingerkünstlern zu erreichen!
Doch am schwersten war's, des Kreuzes
milde Botschaft zu erklären,
denn gar manchem Flachskopf dünkten
Gotteswort und Heldenmären,
weißer Christ und weißer Balder,
lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue
ganz dasselbe, ganz dieselben."

Religionsunterricht war der wichtigste Gegenstand in den Schulen der Neuzeit fast bis in unsere Tage hinein. Man ging auf einigen Stellen soweit, daß man kein anderes Buch als nur die Bibel in der Schule dulden wollte. Natürlich war das eine falsche Verehrung der Bibel. Aber wenn man

heutzutage so weit ist, daß man sie ganz aus dem Unterrichte entfernt, so ist das das andere Extrem und wird sich bitter rächen.

Um nun hier im neuen Lande unter den vorhandenen Verhältnissen unsere Jugend in Religion zu unterweisen, führen wir S. S. Unterricht ein und errichten Bibelschulen. Warum gerade Bibelschulen? Man könnte sie auch ruhig christliche Religionsschulen nennen, denn in allen diesen Schulen will man doch eigentlich wahres Christentum pflegen. Bibelschulen und Bibelinstitute werden gegründet zur Erforschung der Bibel als der Hauptquelle christlicher Erkenntnis. Und nun finden wir, daß diese Art von Schulen so recht Pflanzungen des hiesigen Bodens sind. In den Ver. Staaten und in Canada gibt es viele Bibelschulen. Von diesen allen ist wohl am meisten entwickelt das „Moody Bible Institute in Chicago".

In unseren mennonitischen Gemeinden Canadas zählen wir gegenwärtig etwa 20 Bibelschulen. Die älteste ist die von Herbert, Saskatchewan. Sie wurde vor etwa 40 Jahren von J. F. Harms eröffnet, später viele Jahre von W. Bestvater fortgeführt.

Die zweite, jetzt wohl bedeutendste Bibelschule ist „Pniel", die Bibelschule von Winkler. Als die Brüder A. Unruh und J. Wiens, die beide schon in Rußland in der Krim an einer Bibelschule gearbeitet hatten, nach Canada kamen, gingen sie auch sehr bald daran, die ihnen liebgewordene und als sehr notwendig erkannte Tätigkeit hier fortzusetzen und eröffneten im Jahre 1927 in Winkler eine Schule, die gegenwärtig 5 Klassen zählt.

Andere folgten. In Dalmeny, Sask., Steinbach, Man., Coaldale, Alta., in Gretna, Man., Rosemary, Alta., Sardis, Yarrow, B. C. und manche andere.

Bis jetzt sind es fast ausschließlich Gemeinden und Kreise der zwei folgenden Konferenzen: Konferenz der Brüdergemeinde und Konferenz der Mennoniten Canadas, die diese Schulen errichteten, obzwar wohl alle Schulen ihre Türen weit öffnen und Schüler aufnehmen, aus welchen Gemeinden sie eben kommen mögen. Die Zahl der Bibelschulen von beiden Konferenzen ist fast dieselbe. An einigen Orten sind gemachte Versuche, eine Bibelschule zu führen, wieder aus verschiedenen Gründen eingestellt. Es ist eben eine neue, zudem nicht leichte Sache mit diesen Schulen.

Die Anzahl der Lehrer in den Bibelschulen schwankt von 1—7. An manchen Stellen beginnt ein Bruder den Unterricht und setzt ihn treu durch Jahre fort. An den meisten Plätzen sind es zwei oder drei.

Die Bibelschulen haben ein kurzes Unterrichtsjahr. Man rechnet mit Schülern, die nur schwer von Hause ab können. Um es diesen leichter zu machen, wird der Unterricht auf 4 oder 5 Monate, und zwar von Ende Oktober bis anfangs März oder April gesetzt.

Die Zahl der Schüler in den einzelnen Schulen ist anfangs in der Regel nur recht klein. 10—15, jedoch bald kommen mehr, wenigstens in solchen Fällen, wo die Bibelschule in einer größeren Siedlung eröffnet worden ist. 50—60 und mehr, ja bis über 100 Schüler sind in einzelne Schulen schon gekommen. Gegenwärtig macht der Umstand, daß die Jünglinge zum Dienst einberufen sind, einen starken Abzug in der Schülerzahl.

Das Alter der Schüler ist sehr verschieden, von 15 Jahren an und dann aufwärts, manchmal bis 30 Jahren und darüber, besonders wenn noch ein spezieller Kursus für werdende Gemeindearbeiter geboten wird. Ebenso ist

die Vorbildung der Schüler sehr verschieden von dürftiger 5—6-jähriger Dorfschul- bis zur Hochschulbildung. Es kommen in dieser Zeit bedeutend mehr Mädchen als Jungen in die Schulen.

Die meisten Bibelschulen haben einen vierjährigen Kursus; einige beschränken sich auch auf drei Jahre. Wenn über die vier Winter noch ein fünfter hinzukommt, so ist das schon ein Kursus direkt für Predigerausbildung. Einige Bibelschulen passen sich in ihrem Programm dem Lehrplan einer Organisation in den Ver. Staaten an — der „Evangelical Teachers Training Association". In den Bibelschulen der kirchlichen Gemeinden geht man nach einem Lehrplan, der von den Brüdern J. H. Janzen, J. J. Klassen und J. H. Enns im Auftrage ihrer Konferenz aufgestellt worden ist.

Es werden hauptsächlich folgende Fächer gelehrt:

1. Biblische:
   - a. Heilsgeschichte.
   - b. Bibelkenntnis (Einprägung besonderer Schriftstellen).
   - c. Einführung in die einzelnen Bücher der Schrift.
   - d. Biblische Glaubenslehre. (Dogmatik)
   - e. Biblische Sittenlehre, (Ethik)
   - f. Schriftauslegung. (Exegese)
2. Geschichtliche:
   - a. Kirchengeschichte.
   - b. Mennonitengeschichte.
   - c. Missionsgeschichte.
   - d. Altertumskunde.
3. Vorbereitung für Dienst in der Gemeinde:
   - a. S.S. Kunde.
   - b. Das geistliche Lied.
   - c. In einigen Schulen Psychologie.
   - d. In einigen Schulen Homilethik.
4. Sprache:
   - a. Deutsche Sprache.
   - b. Englische Schriftsprache.

Soweit Auskünfte vorliegen, sind gegenwärtig an folgenden Orten Bibelschulen:

In Ontario:

- a. In Virgil; leitender Lehrer A. Block.
- b. " Toronto; leitender Lehrer H. Janzen.

Diese Bibelschule in Toronto wird von mennonitischen Lehrern geführt, aber in russischer Sprache für Russen und Ukrainer.

In Manitoba:

- a. In Winkler; leitender Lehrer A. Unruh.
- b. In Steinbach; leitender Lehrer H. Berg.
- c. In Altona; leitender Lehrer A. Teichröb.
- d. Winnipeg; eine von der Br. Gemeinde, leitender Lehrer A. Peters;
  In Winnipeg; von der Kirchengemeinde leitender Lehrer J. H. Enns.

In Saskatchewan:

a. In Herbert; leitender Lehrer J. Redekop.
b. In Rosthern; leitender Lehrer J. G. Rempel.
c. In Swift Current; leit. Lehrer H. Dyck.
d. In Dalmeny; leitender Lehrer J. Quiring.
e. In Hepburn; leitender Lehrer G. Hiebert.

In Alberta:

a. In Coaldale; leitender Lehrer B. Sawatzky.
b. In Didsbury; leitender Lehrer W. Pauls.
c. In Gem;
f. In Vauxhall;
g. In Rosemary;

In British Columbia:

a. In Yarrow; leitender Lehrer C. C. Peters.
b. In Coughlan;
c. In Abbotsford; leitender Lehrer F. Thießen.
d. Black Creek; leitender Lehrer J. Görz.

Folgende Schulen haben schon eigene Schulgebäude: die in Winkler, Steinbach, Altona, Rosthern, Herbert, Hepburn, Dalmeny, Swift Current, Didsbury, Coaldale, Yarrow und Coughlan.

Obzwar nun schon eine Anzahl mennonitischer Bibelschulen im Lande sind, gehen doch noch manche unserer Jünglinge und Jungfrauen in Bibelschulen anderer Denominationen. Warum? Einmal macht es die Frage der Sprache. In allen unseren Bibelschulen wird noch deutsch gelehrt. Einige junge Menschen unserer Gemeinden schätzen ihre Muttersprache so gering, daß sie sie nicht behalten wollen. Abgesehen davon, daß es ein schweres Unrecht ist, seine Muttersprache zu vernachlässigen, ist es auch töricht gehandelt. Die Kenntnis zweier Sprachen bedeutet doch in jedem Falle eine ungemeine Bereicherung des Geistes. Zum anderen ist es in einigen englischen Bibelschulen auch etwas geräuschvoller, mehr Aufwand machend als bei uns. Die Jugend läßt sich werben.

In allen unseren Schulen wird deutsch gelehrt und in Deutsch unterrichtet, aber in fast allen auch schon englisch. Die Lehrer der Bibelschulen haben auch eine sehr verschiedene Vorbildung. Es sind solche da, die nur dürftige Vorbildung haben, die irgendeine Bbelschule hierzulande beendigt haben, sich aber als befähigt erweisen und Eifer und Hingabe zeigen. Dann sind recht viele früheren Distrikt- und Hochschullehrer, die in den Bibelschulen unterrichten; es sind auch andere, die früher nicht Lehrer waren, aber eine gute Allgemeinbildung — bis zur akademischen haben.

Hoffentlich wird aus den Bemühungen aller dieser Schulen viel Gutes kommen und werden gesunde christliche Lehren und gottesfürchtiges Leben durch sie verbreitet werden. Möchten sie vor Irrtum und schwärmerischem Wesen bewahrt bleiben!

Die hoeheren Bildungsanstalten unter den Mennoniten in den Vereinigten Staaten

CORNELIUS KRAHN

Vor mehr als zweihundert Jahren liessen sich die ersten Mennoniten im Osten der heutigen Vereinigten Staaten nieder. Sobald sie ein Obdach hatten sorgten sie dafür, dass ihre Kinder lesen und schreiben lernten. Sie führten den Pflug in der einen Hand und trugen das Bibelbuch in der anderen. Das Brot für dieses Leben war ihnen nicht wichtiger als das Brot für das ewige Leben. Darum trugen sie Sorge dafür, dass ihre Kinder das Bibelbuch lesen und verstehen lernten. Damit haben wir das Wesen der mennonitischen Stellung zur Bildung berührt. Ehe wir uns dem Schulwesen der Mennoniten Amerikas zuwenden, wollen wir kurz etwas näher auf diese grundsätzliche Frage eingehen.

A. Die Mennonitische Stellung zur Bildung.

Der Leser wird sich wohl schon gefragt haben, ob es so etwas gibt, wie eine einheitliche Stellung der Mennoniten zur Bildung. In der Tat dürfte man recht verschiedene Antworten auf diese Frage erwarten. Dennoch muss es möglich sein, sowohl aus dem Wesen des Mennonitentums, wie auch aus seiner Geschichte eine richtige Schlussfolgerung in dieser Beziehung zu machen. Das Folgende ist ein Versuch hierin.

Bildung und Schulung haben für den Mennoniten nicht einen Endzweck in sich selber, sondern sind Mittel zum Zweck. Das Ziel ist Erwerbung des ewigen Heils und Förderung der Gottseligkeit. Die Bildung soll uns helfen, den Willen Gottes besser verstehen und tun zu können. Dieses Bildungsideal unterscheidet sich grundsätzlich von dem humanistischen, das diesseitiger ist. Das erstere ist theozentrisch, das letztere anthropozentrisch. Der Humanist ist bestrebt die Fähigkeiten des Individiums harmonisch zur Ausbildung zu bringen und dadurch den Wert dieses Lebens zu erhöhen. Diese Darstellung ist allerdings nur zur Veranschaulichung bestehender Unterschiede und Gegensätze. Sie ist bewusst einseitig. Es gibt heute kaum mennonitische oder christliche Bildungsideale, die nicht eine Beimischung von humanistischen, oder gar materialistischen Motiven hätten. . Ausserdem muss hinzugefügt werden, dass das, was oben als „mennonitische" Stellung geschildert wurde, für die Protestanten allgemein gilt oder galt. Luther übersetzte die Bibel nicht, um ein literarisches und kulturelles Werk zu schaffen, sondern um dem deutschen Volk den Weg des Heils zu zeigen. Aus demselben Grunde drang er auf die Einführung allgemeiner Schulbildung.

Dennoch besteht ein Unterschied zwischen der mennonitischen

und allgemein protestantischen Stellung zur Bildung. Luthers Hauptanliegen war die Predigt, dass der Mensch „durch Glauben allein" selig werde. Mennos grösste Sorge war die Verwirklichung einer reinen und fleckenlosen christlichen Gemeinde. Luther wurde in seinem Unternehmen von Fürsten und Gönnern unterstützt, während Menno und seine Gemeinde verfolgt und gemartert wurden. Daher war Luther „weltoffen" und Menno „weltflüchtig". Je mehr sich die von der Welt rein und fleckenlos haltende Gemeinde von derselben „Welt" verfolgt und gehasst wird, desto mehr sondert sie sich von ihr ab. Man lebt ein Eigenleben und nimmt so wenig wie möglich an den Dingen der „Welt" teil. So entsteht das Mennoniten-„volk" oder "Wandervolk." Wir leben als Fremdkörper in einem Land bis der Assimilierungsprozess soweit vorgeschritten ist, dass ein Teil sich bedingungslos der Umgebung anpasst und der andere den Wanderstab ergreift und wieder weiterzieht.

Hieraus ergibt sich eine zweifache Stellung des Mennoniten der Schule und der Bildung gegenüber. Die öffentlichen Landesschulen (die Schulen der „Welt") gefährden die Einheit und Abgeschlossenheit der Gemeinde und beschleunigen den Prozess der Assimilierung an die Umgebung. Daher ist die Haltung ihnen gegenüber eine negative. Der eigenen Schule gegenüber ist die Stellung eine ganz andere. In der völkisch, kulturell und religiös fremden Umgebung hat sie eine grosse Mission. Sie ist nicht nur das Mittel der Fortpflanzung und Erhaltung der ererbten Sprache, Sitten und Gebräuche, sondern auch des Glaubensgutes.

B. Anfänge und Entwicklung des Schulwesens in Amerika.

I. Von Germantown bis Wadsworth.

Als die ersten mennonitischen Siedler sich 1683 in Germantown, das heute ein Teil der Stadt Philadelphia ist, niederliessen, sorgten sie gleich für den Unterricht ihrer Kinder. Francis Daniel Pastorius war Lehrer und Organisator dieser Siedlung. Ein erfolgreicher Lehrer von Gottes Gnaden war Christopher Dock. Sein Dienst war so begehrt, dass er im Winter in zwei Schulen auf dem Lande abwechselnd lehrte und im Sommer in Germantown. In seiner SCHULORDNUNG von 1750 gab er den Vereinigten Staaten die erste pädagogische Abhandlung. Als er im hohen Alter eines Abends nicht nach Hause kam, fand man ihn knieend in seinem Schulhause. Es war seine Gewohnheit, dass er jeden Abend für alle seine Schüler betete. Für seine Schüler betend war er von seinem Herrn abgerufen worden.

Erlernung der Muttersprache und Einführung in die Heilswahrheiten der Schrift waren während der ersten Generationen ausschlaggebend in der Stellung zur Schulfrage. Wenn man in den wenigen Wochen oder Monaten des Schulunterrichts schreiben und lesen lernte, dann war man „gelehrt." Als später der Staat allmählich die öffentlichen Schulen einführte, da verschwanden so wohl die Bibel als auch die deutsche Sprache aus dem Unterricht. Ohne

Zweifel verursachte dieser Übergang Konflikte und Reibungen in den Mennonitengemeinden des Ostens. Leider ist diese Frage noch nicht gründlich erforscht worden. Jedenfalls sind die Mennoniten, selbst die konservativsten Amischen so weit amerikanisiert und „verweltlicht", dass sie alle ohne Protest ihre Kinder in die öffentlichen Staatsschulen schicken. Die Geschichte der Mennoniten von Chr. Dock bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ist noch in Dunkel gehüllt. Allgemein herrschte ein selbstzufriedener konservativer Geist in den Gemeinden. Es gab weder innere noch äussere Missionen. Nicht nur, dass man die höhere Schulbildung als etwas „weltliches" fürchtete, selbst die Sonntagschule wurde lange nicht geduldet. Solche die diese Neuerungen begünstigten und einführen wollten, wurden automatisch ausgestossen. Viele der besten und fähigsten Kräfte gingen dem Mennonitentum auf diese Weise verloren.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebte das Mennonitentum eine allmähliche geistliche und geistige Neubelebung. Wir nennen nur Männer wie John F. Funk (Mennonite Publishing House, Elkhart, Indiana) und John H. Oberholtzer (Lehrer u. Gründer der Allgemeinen Konferenz). Sonntagsschul-Missions- und Konferenztätigkeiten wurden in Angriff genommen. Evagelisationsarbeit brachte neues Leben in die Gemeinden. Das Bedürfnis für eine Höhere Schule wurde fühlbar. Das Resultat war die Errichtung der Wadsworth Schule in Ohio (1868—1878), in der man in theologischen und allgemeinen Fächern Unterricht erteilte. Aus Mangel an allgemeiner Unterstützung musste dieses Werk eingestellt werden.

II. Das Schulwesen unter den Mennoniten aus Russland.

Als in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Mennoniten aus Russland sich in der Prärie des Mittelwestens von Canada und den Vereinigten Staaten niederliessen, wurden gleich in den ersten Jahren Gemeinde- und Privatschulen errichtet. Diesen folgten bald Fortbildungsschulen zur Vermittlung einer höheren Bildung und zur Ausbildung von Volksschullehrern. Auch hier standen Bibel und Deutsch im Mittelpunkt des Lehrplanes. Auch hier verschwanden sie gänzlich vom Lehrplan als die staatlichen Schulen die Sorge für die Ausbildung der Kleinen übernahmen. Uns allen ist wohl bekannt, dass die konservativen kanadischen Mennoniten aus diesem Grunde nach Mexico und Paraguay auswanderten. Sie waren konsequent, denn ihre Eltern hatten Russland verlassen, weil sie sich weigerten, dass ihre Kinder mit dem Inhalt der Bibel aus einem illustrierten Buch mit biblischen Geschichten vertraut werden und die russische Sprache lernen sollten. Die fortschrittlicheren Mennoniten nahmen ihre Zuflucht zur privaten deutschen Bibelschule, wie wir sie bis heute an vielen mennonitischen Ortschaften finden. Nicht nur im Kampf um die Erhaltung des Glaubenserbes, sondern auch in der Anpassung an die amerikanischen Verhältnisse sind diese Schulen von grösster Bedeutung. Es ist nur bedauerlich, dass nicht mehr Einheitlichkeit in Bezug auf Lehrpläne usw. erstrebt wird.

Äusser diesen Bibelschulen entwickelte sich eine Art von Fortbildungsschule (Preparatory School), die allgemeine Bildung in deutscher und englischer Sprache, Bibelkenntnisse und Kirchengeschichte, wie eine Vorbereitung für den Lehrerberuf vermittelte. Manche dieser Schulen sind eingegangen. Einige haben sich dem Lehrplan der amerikanischen High School angepasst und vermitteln ausserdem Bibelunterricht (Academy and Bible School). Ganz wenige haben sich in diesem Entwicklungsprozess zur Höhe eines Colleges aufgeschwungen. So eine Bildungsanstalt nahm Schüler auf, die die Volksschule beendigt hatten. Nach vier Jahren beendigte man das Studium an der Akademie (High School course). Dann konnte man weitere vier Jahre am College studieren. Durch all diese Jahre vermittelte die Bibelschule den Bibelunterricht.

Ein Beispiel dieser Entwicklung ist Bethel College in North Newton, Kansas. Im Jahre 1883 wurde diese Anstalt als Fortbildungsschule in Halstead, Kansas, ins Leben gerufen. Nach zehn Jahren wurde die Schule erweitert und nach Newton verlegt, wo sie seit der Zeit als Bethel College besteht. Der Namenswechsel ist charakteristisch. Aus der „Fortbildungsschule" wird ein typisch amerikanisches „College." Es ist symbolisch für die sich vollziehende Anpassung an das amerikanische Schulsystem. Im „Bethel" wird die mennonitisch-biblische Tradition gewährleistet. Der Zweck der Schule wird wie folgt beschrieben: Above all it is aiming to serve the Mennonite churches in the Kingdom of God by teaching the truths of the Holy Scripture in German and English and in such a manner that teachers in churches and district schools of our communities may acquire here the necessary knowledge and that Sunday school teachers and other workers for the home and foreign mission may find here the desired preparation (1896). Deutsch und Bibel sind noch im Mittelpunkt des Lehrplanes. Aber der Weltkrieg und die weitere Anpassung an das amerikanische Schulsystem änderten manches in der Beziehung. Diese Entwicklungstendenz ist nicht nur für alle mennonitischen Schulen charakteristisch, sondern auch für andere konfessionelle Lehranstalten. Die grossen Universitäten von Chicago, Yale, Harvard, Princeton etc. fingen als kleine konfessionelle Schulen an.

C. Die Menonitischen Colleges.

I. Die Colleges der Allgemeinen Konferenz.

a) **Bethel College** wurde als Beispiel der Entwicklung des höheren Schulwesens in den Vereinigten Staaten angeführt. Es ist die bedeutendste Lehranstalt der Allgemeinen Konferenz, wenn nicht des amerikanischen Mennonitentums überhaupt. Seit 1938 ist Bethel College Mitglied von **North Central Association of Colleges and Secondary Schools.** Damit hat es erwiesen, dass seine Grundlage und wissenschaftliche Ausrüstung dem hohen Standard der besten amerikanischen Colleges enspricht. Wo vor wenigen Jahrzehnten Präriegras und Sonnenblumen wuchsen, findet man jetzt das wohl-

gepflegte Collegegelände mit seinen vielen Lehrerwohnungen, dem monumentalen **Memorial Hall** und anderen Gebäuden. In diesem Jahr hat Bethel College wieder den Akademiekursus eingeführt, den es vorher aufgegeben hatte. Im Jahre 1940-41 hatte das College 469 Studenten, wovon etwa 360 Mennoniten waren.

b) **Bluffton College** wurde 1900 als **Central Mennonite College** gegründet und bestand anfänglich aus den üblichen drei Abteilungen: Akademiekursus, College und Bibelkursus. Der erstere ist inzwischen aufgegeben worden. Wie Bethel College seine Studenten meistens aus den Gemeinden der Allgemeinen Konferenz westlich vom Mississippi-Fluss erhält, so gehen diejenigen von den östlichen Gemeinden nach Bluffton in Ohio. Bluffton College wird auch von den Gemeinden der Zentral Konferenz der Mennoniten, die mit der Allgemeinen Konferenz auch sonst zusammenarbeitet, unterstützt. Im Schuljahr 1940-41 hatte Bluffton College 255 Collegestudenten, wovon nur etwa 110 Mennoniten waren.

c) **Freeman College** in Freeman, Süd Dakota, wurde 1903 eröffnet. Es hat einen Akademiekursus, Junior College (zweijährig) und eine Bibelabteilung. Die Schule ist zum grössten Teil von den Mennonitengemeinden in und um Freeman abhängig. 1940-41 hatte die Collegeabteilung 64 und die Akademieabteilung 74 Studenten, wovon fast alle Mennoniten waren.

II. Das College der Mennoniten Brüdergemeinde.

Tabor College in Hillsboro, Kansas, wurde 1908 eröffnet. Die übliche Dreiteilung: College, Bibelschule und Akademie ist bis heute erhalten geblieben. Ein schwerer Schlag war es für Lehrer, Studenten und Gemeinden als 1918 das Schulgebäude mit Einrichtungen ein Raub der Flammen wurden. Der Neubau, der gleich in Angriff genommen wurde, fand 1920 seine Vollendung. Im dreistökkigen Hauptgebäude befinden sich die Verwaltungs- und Lehrräume, die Bibliothek und ein grosser Versammlungssaal. Ausserdem hat die Lehranstalt mehrere Gebäude, in denen die Studenten untergebracht sind. Von den 127 Collegestudenten und den 48 Akademiestudenten, die 1940-41 die Lehranstalt besuchten, gehörten 114 zu der Brüdergemeinde, 17 zu der Krimmer Mennoniten Brüdergemeinde, 9 zu der Evangelischen Mennoniten Brüdergemeinde, 8 zur Allgemeinen Konferenz der Mennonitengemeinden und 3 zur Kleinen Gemeinde. Die anderen waren Mitglieder nicht-mennonitischer Gemeinschaften.

III. Die Colleges der (Alt-) Mennoniten.

a) **Goshen College,** Goshen, Indiana, ist die Fortsetzung des **Elkhart Institute** (1895—1903) und hatte einen Anfang und eine Entwicklung wie die meisten unserer Lehranstalten. Mit einigen Unterbrechungen ist Goshen College ständig gewachsen und gehört heute zu den besten mennonitischen Lehranstalten. Es verbindet ein spe-

zifisch menonitisches Gepräge mit fortschrittlichem Bestreben. Wie Bethel College so gehört auch Goshen College zu North Central Association of Colleges. Trotzdem dass die meisten „Alt"-Mennoniten in Pennsylvanien wohnen, erhält Goshen doch die meisten Studenten aus Indiana und Ohio. Die konservativeren Elemente von Pennsylvanien und Verginia gründeten 1917

b) **Eastern Mennonite School,** Harrisonburg, Verginia. Diese Anstalt besteht aus Akademie, Junior College und Bibelschule. 1940-41 hatte Goshen College 443 Studenten, wovon 378 Mennoniten waren. Dieses waren alles Collegestudenten, da es keine Akademie hat. Eastern Mennonite School hatte 64 Studenten im College und 162 in der Akademie, die mit wenigen Ausnahmen Mennoniten waren.

c) **Hesston College and Bible School,** Hesston, Kansas, wurde im Jahre 1909 gegründet und befindet sich zwischen Newton und Hillsboro. Wie Eastern Mennonite School im Osten, so findet Hesston College besonders unter den konservativeren Mennoniten, sogar unter denen der Allgemeinen Konferenz, Anklang. Am stärksten sind die Akademie und die Bibelabteilung besucht. 1940-41 waren 96 Studenten im College und 113 in der Akademie eingeschrieben, wovon die meisten Mennoniten waren.

IV. Witmarsum Theological Seminary.

In allen Colleges kann man in den Bibelabteilungen Bibelunterricht erhalten und Theologie studieren. Um zukünftigen Missionaren, Predigern und anderen Arbeitern im Reiche Gottes eine Gelegenheit zur weiteren Aussbildung zu geben, wurde Witmarsum Theological Seminary in Bluffton, Ohio, gegründet (1921). Zwar war diese Lehranstalt nur wenige Jahre tätig, aber dennoch hat sie einen bedeutenden Einfluss ausgeübt. Vor allen Dingen aber ist die Einsicht der Notwendigkeit eines eigenen Theologischen Seminars noch stets vorhanden und im steten Wachsen begriffen.

V. Leben und Geist eines Colleges.

Dem Leser hier die Satzungen und Lehrpläne der Colleges zu bieten ist überflüssig. Diese findet man in den Katalogen, die jedem auf Anfrage zugeschickt werden. Es sei nur noch das folgende hierüber gesagt. Der Lehrplan des Akademiekursus entspricht dem der **High School** und die Beendigung desselben berechtigt zum Eintritt in das College. Die Lehrpläne der Colleges unterscheiden sich wenig von denen der anderen konfessionellen oder staatlichen Colleges. In einem der Collegeabteilungen (z.B. Erziehung, Naturwissenschaft, Bibel, Englisch, Deutsch, Kunst, Musik usw.) wählt er sein Hauptfach, d.h. er spezialisiert in diesem Gebiet. Bei „richtiger Spezialisierung" kann er sich in zwei Jahren ein Volksschullehrerzeugnis und in vier Jahren ein **High-School**-Lehrerzeugnis erwerben. Nach vierjährigem erfolgreichem Collegestudium erwirbt man sich den Grad eines **Bachelor of Art** (A.B.), **Bachelor of Theology** (Th.B.), **Bachelor of Science** (B.S.) usw. je nachdem worin man sein Hauptfach

wählte. Falls man sein Studium fortsetzen möchte, um z.B. Jura oder Medizin zu studieren, dann geht man zu einer Universität oder **Graduate School.** Es muss noch hervorgehoben werden, dass die mennonitischen Colleges auch kürzere Bibelkurse bieten. Die Dauer derselben ist von sechs Wochen bis zu zwei Jahren.

Am Schlusse unserer Ausführungen mögen wir uns wohl noch die Frage vorlegen, was uns die Berechtigung gibt, eigene höhere Lehranstalten ins Leben zu rufen und zu erhalten, da doch das Land unzählige derselben besitzt. Zersplitterung schwächt und Einigkeit macht stark! Lasst uns einige Gründe anführen, warum das Erhalten und Besuchen der eigenen höheren Schulen wichtiger ist, denn je zuvor. Unsere Vorfahren lebten in einer andern Zeit. Sie kannten nicht das Auto, Telephon, Radio, Lichtbilder, illustrierte Zeitungen und manches andere. Alles dieses vermittelt unserer heutigen Jugend Einflüsse, die unseren Vätern unbekannt blieben. Wenn diese Einflüsse zu stark werden oder wenn unsere Gegeneinflüsse nicht wirksam genug sind, zersetzen und zerstören sie unser Glaubensgut. Unsere Vorfahren nährten sich im Schweisse ihres Angesichtes von den Erträgen ihrer Felder. Sie lebten abgesondert auf dem Lande. Durch die oben genannten modernen technischen Erfindungen ist selbst auf dem Lande eine „Absonderung von der Welt" unmöglich geworden. In dieser Situation gibt es zwei extreme Möglichkeiten. Die Amischen verbieten alle modernen Erfindungen als Teufelswerk und die Alt-Kolonier flohen die „Welt." Das andere Extrem ist, wenn wir nicht nur allen modernen Errungenschaften Tür und Tor öffnen, sondern sogar das Land verlassen und in die Grosstadt ziehen (dieses ist in manchen Fällen unvermeidlich). Das äusserste Extrem hierin ist, wenn es unser einziges Streben wird, in der Grosstadtmasse spurlos „unterzugehen." Die modernen alles gleichschaltenden Einflüsse, sei es auf dem Lande oder in der Stadt, finden ihre Gegeneinflüsse im Familien- und Gemeindeleben. Wenn ein junger Mensch eine Lehranstalt besucht, die keine oder fremde Glaubensanschauungen und Prinzipien vertritt, ist er dem Einfluss der Familie und der Gemeinde fast ganz entzogen. Fremde Einflüsse stürmen auf ihn ein. Ganz anders ist es in einer eigenen Lehranstalt. Sie ersetzt in einem gewissen Grade das Familienleben. In den vielen Funktionen und Veranstaltungen der Schule und der örtlichen Gemeinde kann das geistliche Leben in der überlieferten Form zur vollen Entfaltung kommen. Darum sind eigene höhere Lehranstalten zur Entwicklung, Pflege und Erhaltung der besten Kräfte unserer Gemeinden heute notwendiger denn je zuvor.

Literatur: Kataloge und Publikationen der verschiedenen Schulen. Statistik über Schulbesuch in jeder Oktoberausgabe von **Mennonite Quarterly Review,** Goshen College, Goshen, Indiana.

H. P. Peters, **History and Development of Education Among the Mennonites in Kansas,** Hillsboro, Kansas, 1925.

J. E. Hartzler,, **Education Among the Mennonites of America,** Danvers, Ill., 1925.

Mennonitische Krankenhaeuser

Nicht weniger als fünf **Hospitäler** sind seit 1928 in mennonitischen Siedlungszentren entschtanden. Vier davon allein in Manitoba. In Winnipeg war es der Verein der ehemaligen Schüler der Halbstädter Kommerzschule, „Concordia", der, gestützt von leitenden Männern der mennonitischen Gesellschaft in der Stadt, im Jahre 1928 das Concordia Hospital ins Leben rief. Zu derselben Zeit wurde in Steinbach von den Geschwistern Abram Vogt und Maria Vogt das Steinbacher Hospital als Privatanstalt eröffnet, das im Jahre 1938, nachdem der örtliche „Verein für Krankenhilfe" nach vorheriger Verständigung mit den Geschwistern Vogt ein eigenes Krankenhaus, das heutige Bethesda-Hospital, errichtete, in ein Invalidenheim umgewandelt wurde.

Im Jahre 1936 entstanden das Bethania-Hospital in Altona und das Bethel-Hospital in Winkler.

Diese Krankenhäuser haben sich dann alle auffallend rasch entwickelt, weil sie weitgehend in Anspruch genommen wurden, und sie sind auch heute noch im Wachsen begriffen.

Im Jahre 1934 wurde auch in der grossen mennonitischen Ansiedlung bei Coaldale in Alberta ein Krankenhaus eröffnet, das „Coaldaler Mennonitische Hospital."

Der Wert der mennonitischen Krankenhäuser liegt nicht soviel darin, dass es in Ortschaften, wo sie sind, für die Bevölkerung bequemer und weniger kostspielig geworden ist, ihre Kranken unterzubringen und sie in mennonitischer Atmosphäre pflegen zu lassen, sondern vor allem darin, dass man infolge dieser Bequemlichkeit und geringerer Kosten nicht so lange säumt, einen Kranken in kundige Pflege zu geben und es nicht nur im letzten Augenblick tut, wann es vielleicht schon zu spät ist. Auch geringere Gebrechen kommen jetzt in ärztliche Behandlung und fachmännische Pflege, die sich früher in der Heimbehandlung oft erst richtig zu ernstlichen Leiden entwickelten. Von besonderer Bedeutung für die Volksgesundung ist es, dass man sich immer mehr daran gewöhnt, die Hospitäler auch für Geburtshilfe und Wöchnerinnenpflege in Anspruch zu nehmen.

Wenn also heute in Ortschaften mit Krankenhäusern viel mehr Menschen Hospitalhilfe und -Pflege suchen als das früher der Fall war, so ist das — wenn das auch etwas paradox klingt — ein Zeichen nicht einer sinkenden, sondern einer steigenden Volksgesundheit.

Während unsere Krankenhäuser, eines nach dem andern, von der grossen Oeffentlichkeit fast unbemerkt ins Leben traten und weder in unserer Presse besondere Beachtung fanden, noch dass sich un-

sere Konferenzen mit ihnen hätten beschäftigen müssen oder beschäftigt hätten und heute bereits weiten Kreisen unseres Volkes zum Segen geworden sind, kommt ein anderes Wohlfahrtsunternehmen, dessen Notwendigkeit allgemein empfunden wird, noch immer nicht recht über das Projektstadium hinaus. Es ist aber seit Jahren der Gegenstand eingehender Beratungen zweier grossen Gemeindenkonferenzen und anderer Organisationen. Dieses Unternehmen ist eine **Nervenheilanstalt** in allmennonitischem Masstab.

Dass das Projekt nur so langsam Gestalt gewinnt, findet seine Erklärung ausser in der Schwerfälligkeit des Apparats, der dahinter steht, auch in den sehr bedeutenden Mitteln, die erforderlich wären, eine Anstalt zu schaffen, die ihrer Aufgabe gerecht würde. Denn es geht nicht nur um die Unterbringung der relativ doch wenigen Kranken, die sich gegenwärtig in staatlichen Anstalten befinden, es geht auch um die zahlreichen weniger akuten Fälle geistiger Unzulänglichkeit sowie um die Gemütskranken und die Nervenleidenden. Die Leiden der letzten beiden Arten von Kranken sind in vielen Fällen durchaus heilbar, sind erst einmal die entsprechenden Verhältnisse geschaffen und ist die fachkundige Behandlung da. Nun geht es nicht an, alle diese Kranken, angefangen von den leichten Fällen seelischer Depression bis hinauf zu den hoffnungslos Blödsinnigen, den geistig Toten, in demselben Raum oder auch nur in nahe beieinander liegenden Räumen unterzubringen, soll anders für die Ersteren eine Heilung erreicht werden. Daher kann nur ein ganz gross angelegter und eingerichteter Komplex von Räumlichkeiten — besser Baulichkeiten — die Anstalt schaffen, die wir für unsern Zweck (nicht lediglich Bewahrungs- sondern Heilanstalt) brauchen. Das aber erfordert, wie gesagt, beträchtliche Geldmittel. Man ist aber dabei, Mittel und Wege zu finden, diese Kapitalien zu beschaffen und über kurz oder lang dürfte auch die Nervenheilanstalt als gemeinsames Werk des canadischen Mennonitentums Wirklichkeit werden.

Inzwischen ist aber auf dem Gebiete der Geisteskrankenpflege auch die Privatinitiative nicht untätig gewesen und hat unserem Volke zwei Anstalten geschenkt, die in bescheidenem Masse die grosse Lücke, die in unserm Gesundheitsdienste noch immer klafft, auszufüllen bestrebt sind. Es sind

1. Das schon erwähnte „Invalidenheim" der Geschwister Vogt in Steinbach, Manitoba, und

2. Das „Heim für harmlose Geisteskranke" bei Vineland, Ontario, geleitet von Heinrich Wiebe.

Concordia Hospital

Im geschichtlichen Masstabe gerechnet, sind 15 Jahre eine kurze Spanne Zeit, die oft ohne besondere Ereignisse verstreicht, für das Krankenhaus Concordia aber sind diese Jahre sehr bedeutungsvoll gewesen; denn aus sehr ärmlichen und bescheidenen Anfängen ist in dieser Zeit durch mennonitischen Sinn und mennonitischen Mut

ein grosses Werk entstanden, das sich in den Dienst der Menschheit gestellt hat.

Seine Gründung greift zurück auf den 1. Januar 1928. An diesem für das Krankenhaus denkwürdigen Tage wurde auf der Tagung des Vereins ehemaliger Zöglinge der Halbstädter Kommerzschule der Gedanke gefasst, in Winnipeg ein mennonitisches Krankenhaus zu gründen. Nachdem die diesbezügliche Stimmung der mennonitischen Gemeinschaft an Ort und Stelle sondiert worden war, wandte man sich im März Monat desselben Jahres an die Jugendvereine in den Vereinigten Staaten mit der Bitte, sich an der Verwirklichung dieses Gedankens beteiligen zu wollen. Dieser Aufruf blieb nun nicht der Ruf eines Schreienden in der Wüste, und das Resultat war, dass innerhalb von zwei Monaten die Summe von $1,000.00 zusammenkam. Da dieser Betrag nicht ausreichte, um ein reguläres Krankenhaus aufzumachen, wurde beschlossen, zunächst einmal ein Entbindungsheim zu gründen. Zu diesem Zwecke wurde ein Privathaus auf 291 Machray Avenue gemietet und Mitte Juni 1928 mit der Beschaffung des notwendigen Inventars begonnen. Ende Juni wurde das Entbindungsheim, in welchem 5 Betten für Wöchnerinnen zur Verfügung standen, eingeweiht. Die ersten Wöchnerinnen wurden am 29. Juli 1928 aufgenommen. Das Entbindungsheim war von vorne herein mit der Absicht gegründet worden, es der mennonitischen Gemeinschaft zu übergeben, sobald seine Notwendigkeit erkannt sein würde.

Diesen Zeitpunkt hielt man im November Monat 1929 für eingetreten, indem auf der am 21. November dieses Jahres einberufenen Versammlung 6 Mitglieder der mennonitischen Gemeinschaft in den erweiterten Verwaltungsrat des Entbindungsheims gewählt wurden. Diesem erweiterten Verwaltungsrate wurde die Aufgabe, die Gründung eines mennonitischen Krankenhauses vorzunehmen. Am 29. März 1930 wurde die Gründerversammlung einberufen, und auf dieser wurde ein aus 10 Personen bestehender Verwaltungsrat und eine aus 3 Personen bestehende Revisionskommission gewählt.

Die Ausbauung des bestehenden Entbindungsheims in ein Krankenhaus, welches auch die Aufnahme medizinischer und chirurgischer Kranken gestatten würde, gehörte wohl zu den ersten Aufgaben, die sich die neugewählte Verwaltung stellte. Schon bei der Lösung dieser ersten und damals sehr problematischen Frage erwies es sich, dass der Segen auf dem jungen Werke ruhte, denn von mildtätiger Hand wurden dem Vereine in selbstloser Weise die hierzu notwendigen Mittel vorgestreckt, und ein für diesen Zweck geeignetes Haus lies sich auf 720 Beverley Street finden. Im Jahre 1930 wurde das Entbindungsheim in dieses Haus übergeführt und fing nun sofort an, als reguläres Krankenhaus weiter zu operieren. Die Einweihung des Krankenhauses fand am 13. Juli 1930 statt.

Um als juridische Person gelten zu können, wurde der Verein auf sein Gesuch hin von der Legislatur der Provinzialen Regierung durch den Akt vom 26. März 1931 inkorporiert. Bis zum Jahre 1932 entwickelte sich das Krankenhaus sehr gut, dann aber setzte die

weltweite Depression auch in Concordia ein und drohte ihm den Garaus zu machen. Aber auch hier fügte die göttliche Vorsehung es so, dass Concordia diese Krisis überstehen konnte, indem ein System einer gegenseitigen Versicherung in Krankheitsfällen geschaffen wurde, welches der Depression den Stachel brach. Dieses System wurde von der mennonitischen Bevölkerung sehr gut aufgenommen, und es gab dem Werke einen neuen Lebensimpuls. Heute umfasst dieses System 850 Familien in dem Bestande von rund 5000 Seelen.

Sehr gedeihlich entwickelte sich das Krankenhaus dann in den Jahren 1933 und 1934, so dass das Haus auf 720 Beverley Street nicht mehr den Ansprüchen des Krankenhauses genügte und ständig überfüllt war.

Dieser Umstand führte zu dem Ankaufe unseres gegenwärtigen Hauses. Mut und Gottvertrauen gehörten dazu, diesen Schritt zu wagen, und der 16. Februar des Jahres 1934, an welchem von der Allgemeinen Versammlung der Mitglieder des Vereins der Beschluss gefasst wurde, das „Winnipeg Sanatorium" käuflich zu erwerben, wird uns allen in ständiger denkwürdiger Erinnerung bleiben. Leer war die Kasse, als die erforderliche Baranzahlung von $1,000.00 auf das für $18,000.00 erworbene Haus gemacht worden war, trotzdem aber wurde eine Reparatur des Hauses, die eine Schuld von mehreren tausend Dollar verursachte, unternommen, allein auf den guten Glauben hin — Gott wird weiter helfen. Und er half. Am 13. April 1934 wurde das Krankenhaus von 720 Beverley St. in das gegenwärtige Haus übergeführt. Am 2. Mai desselben Jahres wurde das Krankenhaus von der Provinzialen Regierung als „Public General Hospital" anerkannt, und am 17. Juni fand in Anwesenheit der Honoratioren der Provinzialen Regierung und der Stadt Winnipeg bei sehr reger Beteiligung der mennonitischen Bevölkerung die Einweihung des Krankenhauses statt. Somit ist das Jahr 1934 wohl das ereignisvollste in der Geschichte Concordias gewesen.

Leider aber verfiel Concordia im Jahre 1935 in eine neue Krisis. Schwere innere Zerwürfnisse drohten nicht nur das Werk zu zerstören, sondern zogen auch die mennonitische Gemeinschaft in schwere Mitleidenschaft. Aber auch trotz dieser Erschütterung ist der sichtliche Segen von Concordia nicht gewichen, denn es hat sich in den darauffolgenden Jahren sehr gut ausgebaut. Im Jahre 1942 wurde der Zustrom der Patienten so gross, dass die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichen wollten, um sie alle aufnehmen zu können. Raumerweiterungen mussten geschaffen werden, u. diese Frage liess sich in der Weise lösen, dass ein dem Krankenhause gegenüber gelegenes Privathaus als Schwesternheim käuflich erworben wurde, in dem 13 Schwestern untergbracht werden konnten, und die dadurch frei gewordenen Räume für die Aufnahme von weiteren Patienten hergerichtet werden konnten.

Den Entwicklungsgang des Krankenhauses für die Zeit vom Jahre 1934, als das gegenwärtige Haus bezogen wurde, bis zum Jahre 1942 an Hand von numerischen Daten darstellend, liefert uns folgendes Bild:

Jahr	Zahl der aufgenommenen Patienten	Einnahmen
1934	356	$15,925.16
1935	675	16,099.26
1936	734	20,402.26
1937	830	21,619.04
1938	676	21,156.38
1939	761	19,732.49
1940	804	25,152.32
1941	860	29,411.09
1942	1048	41,061.40

Hiermit dürfte der Ueberblick über die Entstehung und Entwicklung zum Abschluss gebracht werden, um uns kurz mit dem Hause selbst zu befassen und einen Einblick in sein inneres Leben zu tun.

Die ursprüngliche Schuld auf das Haus, welches sich jetzt in einem tadellosen Zustande befindet, ist bis auf $3,500.00 abgetragen worden, aber auch dieser Restbetrag wird voraussichtlich im Jahre 1944 entrichtet werden und das Haus somit in den vollen Besitz des Vereins treten. Das Haus hat gegenwärtig ein Aufnahmevermögen von 50 Betten für Patienten und 14 Bettchen für Babies. Das Krankenhaus verfügt über ein gut ausgestattetes Operationszimmer, einen modernen Roentgenapparat und eine Kurzwellenmaschine.

Im Laufe des vorigen Jahres haben 19 verschiedene Aerzte Patienten im Kranknhause behandelt, die weitaus grösste Anzahl der Patienten ist aber von den beiden Anstaltsärzten, Dr. H. Oelkers und Dr. N. J. Neufeld, behandelt worden. Im Laufe des Jahres wurden 504 Operationen vollzogen und 201 Babies geboren. Von den im vorigen Jahre 1048 behandelten Patienten gehörten 724 der mennonitischen Gemeinschaft an, während die übrigen verschiedenen anderen kirchlichen Denominationen angehörten.

Die Schwesternzahl ist bis auf 28 herangewachsen, von denen 19 in der Pflege und 9 im Haushalte arbeiten. Von den ersteren 19 sind 6 graduierte Schwestern und 13 praktische Pflegerinnen. Als Oberschwester steht Schwester Olga Rempel dem Krankenhause vor, die neben ihren administrativen Obliegenheiten auch die das Krankenhaus angegliederte Schwesternschule leitet.

Ueber die prospektive Weiterentwicklung des Krankenhauses lässt sich einstweilen nicht viel sagen. Weitere Raumerweiterungen sind in diesem Hause nicht mehr möglich, und somit wird an einen weiteren Ausbau des Krankenhauses in der nächsten Zukunft, jedenfalls aber während der Dauer des Krieges, nicht zu denken sein.

H. J. Willms.

Das Coaldaler Mennonitische Hospital

Das „Coaldaler Mennonitische Hospital" wurde im Februar 1934 gegründet. Es gehört dem „Coaldaler Mennonitischen Hospitalverein", der ein Gebäude kaufte, es als Hospital einrichtete und nach und nach erweiterte und verbesserte. Dieser Verein besteht jetzt aus 25 — 30 mennonitischen Mitgliedern, die je einen Eintrittsbeitrag von $25.00 zahlten, welches Geld für das Wohl des Krankenhauses verwendet wurde.

Sechs mennonitische Schwestern bilden das Personal. Vier von ihnen sind Pflegerinnen und zwei sind in den Wirtschaftsräumen beschäftigt. Ein Arzt ist am Orte tätig. Für schwere Operationen steht ihm ein Assistent aus den Nachbarorten Lethbridge oder Taber zur Verfügung.

Der Zweck der Gründung des Hospitals war anfänglich, den eingewanderten Mennoniten zu dienen, die arm aus dem Alten Lande kamen, und die der hiesigen Landessprache nicht mächtig waren. Es wurde der „Mennonitische Krankenverein" gegründet, der jetzt aus ungefähr 180 Familien besteht. Jede Familie zahlt jährlich einen Mitgliedsbeitrag von $6.25 und erhält dann für einen geringen Preis die nötige Verpflegung. Es werden aber auch Patienten anderer Nationalitäten verpflegt, besonders Engländer, Slawen und Japaner. Diese machen ungefähr 25% der Patientenzahl aus. Das Hospital hat jetzt 12 Betten für Erwachsene, 1 für Kinder und 6 für Neugeborene.

Im ersten Jahr des Bestehens des Hospitals wurden etwas über 100 Patienten aufgenommen mit einer Zahl von nicht ganz 700 Hospitaltagen im Jahr. Jetzt werden über 300 Kranke behandelt und die Zahl der Hospitaltage ist bis weit über 2000 gestiegen. Ungefähr 42% der Patienten werden chirurgisch und 32% medizinisch behandelt. Die übrigen 26% sind Wöchnerinnen.

Der Hospitaltag kostet den Kranken $1.25, wenn sie Mitglieder des Krankenvereins sind und $2.50 bis $3.00, wenn sie nicht Mitglieder sind.

Diese Rate, dazu die Mitgliedsbeiträge der Glieder des Hospital- und des Krankenvereins, sowie ein jährlicher Gabenabend haben es ermöglicht, dass im Laufe der Zeit manche Verbesserungen an der Anstalt vorgenommen werden konnten. Eine grosse Hilfe war auch die viele freiwillige unentgeltliche Arbeit, die Freunde der Anstalt am Gebäude und am Hospitalgrund taten.

So hat die Anstalt trotz vieler und grosser Schwierigkeiten von Jahr zu Jahr gewachsen. Unter den jetzigen drückenden Verhältnissen leidet sie, wie manche andere Institution ihrer Art, doch hat das ihren Entwickelungsgang nicht zum Stillstand gebracht.

Das Coaldaler Hospital tut einen Dienst im kleinen, den unser himmlischer Vater ja auch sieht und segnet. Er hat sich bis jetzt zu seinem Volk bekannt und wird es auch in Zukunft tun, wie Er jede Arbeit segnet, die Er seinen Kindern vor die Tür legt und die von den Seinen mutig und im Glauben angegriffen wird. Anna Regehr.

Unsere werdende Nervenheilanstalt

Bald nachdem sich unsere Nachkriegs-Einwanderer aus Russland in der neuen canadischen Heimat niedergelassen hatten, fanden sich unter ihnen einzelne Fälle von Geistesstörung, deren Keime, nicht zuletzt wohl die Folge der seelischen Erschütterungen in den vorausgegangenen Anarchiejahren, latent in ihren Opfern mögen geschlummert haben und hier dann als akutes Leiden zum Ausbruch kamen. Diesen Kranken drohte Deportation, falls Gefahr bestand, dass sie dem Staate zur Last fallen könnten. Es ist jedoch zu keinen Deportationen gekommen. Anfänglich beschaffte die Canadian Mennonite Board of Colonization die Mittel — wohl eigens für diesen Zweck erhaltene Spenden — zum Unterhalt der Kranken in den staatlichen Anstalten. Später wurde der Unterhalt dann bestritten aus der sogenannten Fünf-Cent-Steuer, eines monatlich in dieser Höhe von allen Immigranten im Alter von 16 bis 60 Jahren geleisteten Beitrags für den Fonds zum Unterhalt der Geisteskranken.

Es liegt nahe, dass dieser Fall mit den Geisteskranken aus der Mitte der Einwanderer den Gedanken der Errichtung einer eigenen Anstalt, in der der Unterhalt der Kranken möglicherweise billiger wäre und die ausserdem den Vorzug hätte, dass sich hier die Kranken in mehr heimischen Verhältnissen befinden würden, die einer eventuellen Heilung förderlicher wären, entstehen musste. Ein anderer Umstand noch begünstigte die Idee: auch unter den Alteinsässigen gab es Geisteskranke, für die das über die Vorzüge einer eigenen Anstalt Gesagte genau so gut galt, wie für die Kranken aus der Mitte der Neueingewanderten. So sprach alles dafür, dass die Anstalt als gemeinsames Werk der gesamten Mennonitenschaft in Angriff zu nehmen wäre. Und als solches ist die Arbeit auch begonnen worden.

Zur ersten Anregung dazu wurde das vom Wohltätigkeitskomitee der Can. Menn. Board of Col. ausgearbeitete Referat „Brauchen wir eine Nervenheilanstalt für unsere Kranken und was können wir tun, um eine zu bekommen?", das auf der „Konferenz der Mennoniten in Canada" (damals noch „Allgemeine Konferenz") des Jahres 1936 verlesen wurde und das sich an die Aeltesten und leitenden Prediger der Gemeinden wendet zwecks Anfrage und Werbung für so eine Anstalt. Die Konferenz reagiert mit folgender Entschliessung (Konferenz-Jahrbuch 1936): „Die Konferenz erkennt die Notwendigkeit einer Nervenheilanstalt für unsere mennonitische Gemeinschaft an und tritt einmütig für diese Sache ein." Und als erster praktischer Schritt beauftragt die Konferenz das Wohltätigkeitskomitee „das die Sache soweit vertreten hat, in dieser Arbeit fortzufahren."

Das ist dann im Laufe des folgenden Jahres geschehen. Das Komitee, den Standpunkt vertretend, dass (wir folgen hier und auch im weiteren den Protokollen der Konferenz. A.D.) „es unmöglich ist bei dem gegenwärtigen Stande unseres Gesellschaftslebens, solch ein Werk auf freiwillige Spenden hin zu gründen" und dagegen die

Einführung einer Steuer befürwortend, hat sich mit einem Rundschreiben an die Prediger und Leiter der Lokalgemeinden (aller in Frage kommenden Konferenzen) zwecks Stellungnahme zu folgenden Fragen gewandt:

1. Ob die Gemeinde den Modus einer monatlichen 5-Cent-Steuer pro Person von 16—60 Jahren für sich annehmen wolle

2. Wieviele Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in dem Alter von 16—60 Jahren sich zur Gemeinde zählen.

3. Ob die Gemeinde Kranke hat, die für dieses Heim, so wie es vorläufig gedacht ist, in Betracht kommen und wie viele.

4. Wieviele Nervenkranke die Gemeinde gegenwärtig in einer staatlichen Anstalt hat.

„Das Resultat dieses Rundschreibens offenbart sich in folgender Weise: 46 Gemeinden antworteten zustimmend, 5 verhalten sich abwartend, unbestimmt und 4 einfach ablehnend. Zur zweiten Frage betreffs Feststellung der Anzahl zahlungspflichtiger Seelen haben nur 38 Gemeinden solche angegeben und enthalten diese 4122 Personen, mit den 8 Gemeinden, welche wohl bei der Sache sind, aber diese Frage zu beantworten vergessen haben, so etwa 4500 Personen . . . Wenn wir diese 4500 mit 5 Cent monatlich berechnen, so gibt das eine Summe von $2700. Natürlich ist das zu wenig, um solche Anstalt zu gründen . . . In die obigen Daten ist die Provinz Ontario nicht eingeschlossen. Die Eingewanderten dieser Provinz sind einstimmig für die Ansalt . . . Von einigen Gemeinden kommen sehr begeisterte Zustimmungen, während andere sich etwas reservierter verhalten. Was die Sache an und für sich erschwert, ist das gegenseitige Misstrauen zwischen den Gemeindebenennungen. Es ist, als ob ein dunkler Schatten über jedem Werke schwebt, welches der ganzen mennonitischen Gemeinschaft gehören soll, ganz gleich ob das Schulen, Krankenhäuser oder andere Wohltätigkeitsanstalten sind. Immer ist die bange Frage zu hören: „Wie wird sich die andere Konferenz dabei verhalten?" Ihr teuren Konferenzbrüder, ist es nicht endlich an der Zeit, über die verschiedenen Kleinigkeiten hinüber einer dem andern die Bruderhand hinzustrecken zu toleranter, erfolgreicher Arbeitsgemeinschaft besonders auf dem Gebiete der Wohltätigkeit, dass wir diese Anstalten endlich mal vom völkischen Standpunkte aus betrachten, ohne zu fragen, wer die Übermacht in der Verwaltung hat? Wir müssen dahin kommen, dass wir uns gegenseitig anerkennen und tragen und lieben können. Doch so eilt die Zeit weiter und den Aermsten unter den Armen wird keine Hilfe." Dieses aus dem Berichte des Wohltätigkeitskomitees an die Konferenz.

Zu den im weiteren von dem Komitee unterbreiteten Empfehlungen nimmt die Konferenz Stellung wie folgt:

1. Sie stimmt dafür, dass das „vorläufige Heim für harmlose Nervenkranke" im Westen (Manitoba, bezw. Saskatchewan) gegründet werde.

2. Sie befürwortet die Einführung der 5-Cent-Steuer und ermahnt die Lokalgemeinden, auf die seinerzeit erhaltenen Rundschreiben zu

antworten und dabei die Zahl der zahlungspflichtigen Personen (von 16—60 Jahren) anzugeben.

3. Sie stimmt dem Vorschlag bei, dass Peter J. Dyck, Starbuck, Man., als provisorischer Kassenführer diene, an den die Summen, die von den Gemeinden kommen, zu senden sind.

4. Sie stimmt dem Vorschlag bei, drei Brüder zu wählen, welche mit den Brüdern aus den anderen Konferenzen und dem Wohltätigkeitskomitee der Board die provisorische Verwaltung bilden. Durch geheime Abstimmung werden gewählt: David Schulz, Johann Wiens und Jakob Gerbrandt.

5. Sie stimmt dem Vorschlag bei, dass mit dem Einkassieren der monatlichen 5-Cent-Steuer vom 1. August 1937 begonnen werde.

Nach dem Vorschlag des Komitees hat das provisorische Gründungs- und Verwaltungskomitee ausser aus den Mitgliedern des Wohltätigkeitskomitees der Board der Can. Menn. Board of Col. aus je drei Vertretern aller sich der Sache anschliessenden Konferenzen zu bestehen. „Diesem Komitee wären die erforderlichen Vollmachten zu erteilen, alles zu tun, um aufklärend und werbend in dieser Angelegenheit zu arbeiten." Des weiteren „wird ihm die Aufgabe zuteil, ganz genaue Statuten auszuarbeiten und die entsprechenden Massnahmen zu ergreifen, damit das Werk ins Leben gerufen werden kann."

Das folgende Jahr, 1938, hat die Angelegenheit nicht recht vorwärts bringen können und eine pessimistische Note klingt aus dem Bericht des provisorischen Gründungskomitees an die Konferenz. Das Komitee hat sich mit einem zweiten Rundschreiben an die Gemeinden, die auf das erste nicht geantwortet hatten, gewandt. „Leider hatte auch dieses nicht die gwünschte Wirkung, denn es kommen verhältnismässig zu wenig Antworten ein. Es haben durchweg nur die kleineren Gemeinden geantwortet und sich für die Sache entschieden, während die grösseren Gemeinden entweder gar nicht oder ausweichend antworteten. Es wurde noch ein Versuch gemacht, auch in andern Gemeinden für die Sache zu werben." So wurden auch eine Anzahl Gemeinden in der Bergthaler und Rudnerweider Gemeinde besucht, um auch diese Kreise mit der Sache bekannt zu machen und für sie zu interessieren. Übebrall fand man aufmerksame Zuhörer, die der Sache Sympathie entgegenbrachten, was auch die Kollekten bewiesen, die man für diesen Zweck sammelte. Diese Arbeit wurde von der Vertreterversammlung der Eingewanderten in Manitoba finanziert. „Doch auch hier müssen wir sagen, dass die Werbearbeit nicht zum gewünschten Ziele geführt hat."

Der Bericht fährt dann fort: „In Anbetracht dessen, dass sich die grosse Mehrheit unseres Volkes noch nicht entscheiden kann, sich opferwillig hinter die ganze Sache zu stellen, . . . beschloss das von den Konferenzen gewählte Komitee, die Konferenzen zu bitten, in diesem Herbst (1938) in allen Gemeinden eine Kollekte zu sammeln, um auf diese Weise die notwendigen Mittel zusammen zu bringen, um den Ankauf solch eines Heimes für harmlose Nervenkranke endlich zu bewerkstelligen."

Nach einem Jahr (1939) berichtet das Komitee derselben Konferenz, dass eine solche Kollekte durchgeführt worden sei und die Summe von $490.75 ergeben habe. „Leider," heisst es im Bericht weiter, „haben sich nur kaum ein Fünftel der Gemeinden an dieser Sammlung beteiligt, weshalb auch die Kollekte eine so verhältnismässig kleine Summe ergeben hat." Das Komitee erneut dann seinen Vorschlag der Kollektensammlung und empfiehlt, „die Konferenz möchte in jeder Provinz einen Bruder ernennen, der von der Konferenz den Auftrag bekäme, die Gemeinden zu besuchen und spezielle Aufklärung in dieser Sache zu geben und anschliessend Kollekten zu sammeln."

Der Komiteebericht nimmt auch Stellung zu dem „sehr bestimmt" ausgedrückten Wunsch der Konferenz der M. B. Gemeinden, „die Frage der Gründung dieses Heimes zu einer Vereinssache zu machen, um so das Konferenzprogramm zu entlasten." Es, das Komitee, empfiehlt jedoch sehr warm, die Angelegenheit in der Konferenz zu belassen, „da einmal die Regierung heute Vereine nur im Rahmen einer Provinz bestätigt und andererseits ein Verein, welcher über 3 — 4 Provinzen verstreut wäre, keine Möglichkeit hat, zu den Beratungen zusammenzutreten . . . Die Konferenzen sind die einzigen mennonitischen Organisationen, welche jährlich zusammentreten . . . Wir glauben fest, dass dieses Werk der Wohltätigkeit auch in den Rahmen der Inneren Mission gehört . . ."

Die Konferenz beschliesst, in den Provinzen Werbearbeiter anzustellen und erklärt sich dafür, dass die Nervenheilanstalt eine Angelegenheit der Konferenz bleibe.

Die „Nördliche Distrikt-Konferenz der Mennoniten Brüdergemeinden von Nordamerika," der von ihren Mitgliedern im Gründungskomitee, F. C. Thiessen, C. De Fehr und C. F. Klassen, auf ihrer Tagung in 1940 Bericht über den Fortgang in der Arbeit für die Nervenheilanstalt erstattet wird, beschliesst, „dem Komitee zu erlauben, im nächsten Jahre eine Kollekte für diesen Zweck in den Gemeinden zu heben."

Im Frühling 1940 bereisten Werbearbeiter die verschiedenen Gemeinden in Manitoba und Saskatchewan. Und zwar besucht Prediger Jacob Pauls, Morden, die Westreserve Manitobas und Prediger Jacob Toews, Glenlea, die Ostreserve. Pred. Gerh. Penner, Rosthern, bereist die Gemeinden und Gruppen in Saskatchewan. Aus den von diesen Werbern eingesandten Berichten ist zu ersehen, dass man wohl an allen Orten Verständnis und auch Interesse für das Werk hat. Der materielle Erfolg ist aber nur gering. Ende Juni 1940 enthält die Fondskasse nicht ganz $700.00.

Auf das Sammeln dieser Kollekten in den verschiedenen Gemeinden beschränkt sich auch im folgenden Jahr, 1941, die Tätigkheit des Gründungskomitees. Jedoch die Kasse wächst langsam und im Juni dieses Jahres beträgt die Fondsumme $1262.32. Davon wurden $700.00 in einem Viertel Land bei Springstein, Manitoba, angelegt, das gemeinsam mit dem Provinzialkomitee der Neuein-

gewanderten in Manitoba für die Summe von $2800.00 zwecks Geldsicherstellung gekauft wurde.

Auch in 1942 wächst der Baufonds noch wieder um ein Geringes und erreicht die Höhe von $1404.18. Das Gründungskomitee tritt in seinem Bericht an die Konferenzen erneut warm für die Sache ein und führt als Beleg für die Notwendigkeit des Heimes unter anderm an, dass in einer staatlichen Nervenheilanstalt allein sich 25 Mennoniten befinden. Eine praktische Lösung der Angelegenheit wird in dem Bericht angedeutet, wenn es in ihm heisst: „Unser Komitee begrüsst es, dass das Provinzialkomitee von Manitoba (der Neueingewanderten) ernstlich bestrebt ist, einen bescheidenen Anfang in der Betreuung unserer harmlosen Nervenkranken zu machen. Wir glauben, dass diese Bemühungen erfolgreich sein werden, und glauben weiter, dass sich dann eine Kooperation zwischen den beiden Komitees wird leicht weiter ausbauen lassen, und dass wir auf diesem Wege dann zu einem Heim werden kommen . . ."

Die „Konferenz der Mennoniten" nimmt dann die folgende Resolution an: „Nachdem die Konferenz den Bericht des Komitees für die Nervenheilanstalt von Bruder Jacob Gerbrandt und einen Bericht von Bruder Abram Vogt über das Invalidenheim in Steinbach, sowie den Bericht von Bruder Jacob H. Janzen über ein ähnliches Unternehmen von Geschwister Wieben in Ontario angehört und durch Bruder J. H. Enns vernommen hat, dass die Predigerschaft unserer Gemeinden in Manitoba es dieser Konferenz warm empfiehlt, sich hinter das Glaubenswerk der Geschwister Vogt zu stellen, empfehlen wir:

1. Dass das Komitee für die projektierte Nervenheilanstalt das vor Jahren gesteckte Ziel — die Gründung einer mennonitischen Anstalt für harmlose Geisteskranke, in der Weise zu verwirklichen sucht, dass es die auf diesem Gebiet schon getane Arbeit privaten Unternehmens prüft und, wenn eben möglich, in seine Bestrebungen aufnimmt;

2. dass unser Komitee nach Möglichkeit im Einklang mit dem entsprechenden Komitee der Konferenz der M. B. Gemeinden und mit einem solchen der provinzialen Organisation von Manitoba arbeiten soll."

Dieselbe Konferenz nimmt auf Wunsch des Komitees eine Umwahl seiner Mitglieder vor. Als Vertreter der Konferenz für das Gründungskomitee werden gewählt: H. S. Friesen, Jacob Gerbrandt und J. P. Bückert.

Auf den Konfenzen des Jahres 1943 kann das Gründungskomitee berichten, dass die dem Komitee zur Verfügung stehende Summe nunmehr $2517.40 beträgt. Über eine etwas grössere Summe verfügt das Provinziale Komitee der Eingewanderten Manitobas. Letzteres Komitee hat inzwischen zwei Männer ernannt und sie beauftragt, ein Haus mit Grundstück zu suchen, das sich für die Errichtung eines Heimes für Nervenkranke eignen könnte. Sobald es gefunden ist, wird das Gründungskomitee darüber in Kenntnis gesetzt, und wenn

sich dann eine Vereinbarung zwischen den beiden Komitees ermöglichen lässt, dürfte die Gründung eines bescheidenen „Heimes für harmlose Geisteskranke" vor der Verwirklichung stehen.

Dieses Heim wird kein „Bethania" sein. Heute nicht, und auch morgen noch nicht. Aber es könnte geschehen, dass das Werk, das so vieler Jahre bedurfte, um in so bescheidenem Ausmasse zu entstehen, nachdem es erst da ist, und es dadurch erst richtig möglich wird, seine grosse Notwendigkeit augenfällig darzutun, doch schliesslich die Herzen der breiten Masse unseres Volkes rührt und ihm ein um so rascherer Aufstieg beschieden wird.

A. D.

Ein „Heim fuer harmlose Geisteskranke"

Der Anfang für die Entstehung des „Heims für harmlose Geisteskranke" in Ontario wäre auf das Jahr 1932 zurückzuführen, als eines Tages zwei Brüder von Kitchener zu uns kamen (wir wohnten damals auf einer Farm in der Nähe von Stratford, Ont.) mit der Bitte, einen an den Nerven zusammengebrochenen Bruder aufzunehmen. Zwei Gründe lagen vor, weshalb die Brüder zu uns kamen: einmal weil wir, meine l. Frau und ich, uns etwas Erfahrung in Behandlung Nervenkranker in „Bethanien", Südrussland, gesammelt hatten und zweitens, weil der Kranke nicht mehr zu Hause sein konnte und man gezwungen war, ihn ins Hospital zu bringen, er dort aber in Gefahr stand, deportiert zu werden, weil er nicht Bürger des Landes war.

Es war für uns damals nicht leicht, eine Zusage zu geben; denn wir waren in einer schweren materiellen Lage, mitten in der Depressionszeit, und von einer Entschädigung war keine Rede. Nach einer kurzen Beratung mit meiner l. Frau entschlossen wir uns, den Kranken aufzunehmen, denn wir sahen darin eine Führung Gottes. Der Herr gab Gnade, dass dieser Patient nach etlichen Monaten zu seiner Familie zurückkehren durfte, wenn auch nicht ganz geheilt, so doch bedeutend gebessert.

Dieses Ereignis zog nun die Aufmerksamkeit unseres Provinzialen Komitees auf sich, welches für das Wohl der Geisteskranken in Ontario zu sorgen hatte. Bald kam das Komitee mit der Anfrage wegen Aufnahme eines Kranken, der zur Zeit in London (Ontario) im Hospital weilte. Er wurde aufgenommen. Dann ein zweiter, welcher in Hamilton im Hospital untergebracht worden war. Nun machten sich bald zwei ungünstige Umstände bemerkbar: erstens, dass wir so abgelegen von unseren mennonitischen Gruppen waren, zweitens war die Einrichtung in den Farmhäusern sehr unpraktisch, und weil es eine gerentete Farm war, hatten wir nicht Freudigkeit, etwas daran zu tun. Wir brachten die Angelegenheit vor den Herrn, und im Jahre 1937 gab der Herr uns die Gelegenheit und auch die Möglichkeit, in der Nähe von Vineland, wo sich eine grössere mennonitische Gruppe ansässig gemacht hatte, eine 75-Acker Farm mit einem grossen, massiven Ziegelhause zu kaufen. Beim Kauf dieses Anwesens hatten wir die Absicht, den Stein nur ins Rollen zu bringen und glaubten,

dass die Gesellschaft dann die Anstalt mit den Verpflichtungen übernehmen würde. Diese Frage kam im Herbst des Jahres 1937 vor die allgemeine Vertreterversammlung der Mennonitengruppen in Ontario. Das Resultat war, dass man es ablehnte, die Anstalt zu übernehmen. Wenn auch etwas enttäuscht über so einen Beschluss, haben wir die Erkenntnis nicht aufgegeben, dass es des Herrn Wille sei, dass wir als Volk uns unserer Aermsten unter den Armen annehmen sollten. Dank der Hilfe von lieben Freunden und Geschwistern haben wir diese Erkenntnis bis dahin ausleben können.

Wir haben uns bis jetzt prinzipiell geweigert, einen festgesetzten Preis für die Verpflegung der Patienten zu bestimmen, da wir nicht ein Geschäft aus der Anstalt machen möchten. Denn ein Geschäft ist unbarmherzig und dieses soll eine Stätte der Barmherzigkeit sein. Die Zahlungen sind deshalb auch sehr verschieden. Sie sind von $20.— bis $30.—. Es sind aber auch Patienten da, für die sich niemand verpflichtet hat.

Wir haben nicht mehr als 9 Patienten zu gleicher Zeit gehabt. Meistens waren es weniger. Das gab nun nicht ein Einkommen, wobei eine Anstalt existieren kann. Da hat dann die Farm, die wir mit Hilfe der arbeitsfähigen Kranken, wenn solche da waren, zu bearbeiten versuchten, grosse Dienste getan.

Die meisten Kranken sind Geistesgestörte. Etliche von ihnen sind alte Personen, deren Geist entweder durch das Alter oder durch Schlaganfälle geschwächt ist.

In der Pflege ist ausser meiner l. Frau und mir Schwester Agatha Klassen tätig. Da aber die Zahl der Patienten im Wachsen ist und die Anfragen um Aufnahme häufiger werden, so macht sich die Notwendigkeit, die Anstalt zu vergrössern, je länger, je mehr bemerkbar. Dazu wäre nun die Möglichkeit entweder durch Anbau oder Aufbau eines dritten Stockwerkes. Was nun das beste und vorteilhafteste sein könnte, wird die Zukunft lehren. Eines jedoch ist klar: es wird Opfer erfordern. Aber bei dem Herrn ist kein Ding unmöglich, haben wir doch zur Genüge erfahren, dass es Ihm ein Geringes ist, durch viel oder wenig zu helfen. Ihm die Ehre dafür!

Heinrich Wiebe.

Das „Invalidenheim" in Steinbach, Manitoba

Das „Invalidenheim" steckt noch in den Kinderschuhen. Es ist ja auch noch nur fünf Jahre alt. Aber es entwickelt sich wie ein gesunder Junge, wächst und nimmt zu nach aussen und nach innen hin.

Klein und bscheiden fing es seinen Lebenslauf an und musste das erste Jahr mit 3 Patienten pro Tag abschliessen.

Im zweiten Jahr hatte es pro Tag .... 5 Patienten
Im dritten Jahr .... 7 Patienten
Im vierten Jahr .... 8 Patienten
Im fünften Jahr .... 12 Patienten

Heute ist die Zahl der Patienten 23, soweit die Höchstzahl seit der Eröffnung.

Wie ein sich normal entwickelnder Junge immer wieder aus seinen Kleidern herauswächst, so wurden auch dem Invalidenheim die Wände des Anstaltsgebäudes wiederholt zu enge, und es ist dreimal vergrössert worden. Anfangs hatte es Raum nur für 12 Patienten, jetzt kann es ihrer 25 beherbergen.

Hat denn Steinbach so viele Lahmen und Krüppel, fragte jemand erstaunt, als er davon hörte, dass das Invalidenmeim angefüllt und wieder grösser gebaut werden sollte. Der Begriff „Invalide" geht viel weiter. Zu Invaliden zählen nicht nur solche Menschen, die durch ein Gebrechen an Arm oder Bein oder an sonst einem Körperteil hilflos geworden sind, sondern auch solche, die durch irgend ein Leiden an Seele, Geist oder Verstand ihre Selbständigkeit verloren haben.

Im Invalidenheim finden daher Aufnahme alle solche Menschen, denen entweder ein körperliches Gebrechen, oder ein seelisches Leiden oder ein sonstiger Defekt die Bewegungmöglichkeit raubt und die infolgedessen fremde Hilfe beanspruchen, wie z. B. Geisteskranke, Nervenleidende, Gemütskranke, Schwachsinnige, Epileptiker, Gelähmte, Rheuma-kranke, Verkrüppelte u. a. Zu diesen kommen dann noch die Altersschwachen hinzu, deren Geist oder Körper oder beide am Zerfall sind. Dieses sind die Invaliden , denen die Anstalt ein Heim bietet, und nach denen ihr der Name „Invalidenheim" beigelegt wurde.

Steinbach hat ein fast neues schönes, geräumiges Hospital, welches das Städtchen und die Umgegend von etwa 30 Meilen im Umkreise bedient und allen Anforderungen, die an es gestellt werden, gerecht wird. Es hat also nur eine lokale Bedeutung. Nicht so das Invalidenheim. Der Kreis seiner Betätigung streckt sich viel weiter, und es bietet seine Dienste der mennonitischen Gesellschaft in ganz Canada an. Die verschiedensten Kranken sind seinem Ruf gefolgt und sind von weit und breit gekommen, nicht nur aus Manitoba, sondern auch aus Saskatchewan und Alberta.

Die fünf Jahre des Bestehens der Anstalt haben gelehrt, dass ein Heim für unsere Invaliden in Canada ein Bedürfnis geworden ist; und aus den Anfragen und Erkundigungen, die immerzu einlaufen, lässt sich schliessen, dass noch eine grosse Zahl von Kranken da ist, die für das Heim in Frage kommen, und das folglich die Anstalt, um sie alle fassen zu können, eines weiteren Ausbaues dringend bedarf.

Wenn das Invalidenheim sich in dem bisherigen Tempo weiter entwickeln sollte, würde es in wenigen Jahren nicht 25, sondern 200 — 300 Kranke beherbergen. Dann würde das jetzige Grundstück der Anstalt viel zu klein sein, und es müsste von den schönen Möglichkeiten Gebrauch gemacht und als Ergänzung zu dem Heime im Dorfe eine kleine Farm in der unmittelbaren Nähe von Steinbach erworben werden. Da würde man ein grösseres Hauptgebäude mit etlichen kleineren Nebengebäuden aufführen müssen, damit die

verschiedenen Kranken, je nach Charakter ihres Leidens, gesondert untergebracht werden könnten.

Obgleich von Invaliden keine grosse Arbeitsleistung zu erwarten ist müsste man doch eine Wirtschaft führen und einen Gemüse- und einen Blumengarten unterhalten, in welchen die dazu fähigen Kranken Betätigung fänden. Ein Park wäre anzulegen mit schattigen Bäumen, grünen Rasen, mit sauberen Stegen und lauschigen Lauben, um in den Kranken von denen viele die Schwere ihres Leidens vollauf empfinden, das Gefühl zu wecken und zu nähren, dass sie nicht Ausgestossene sind, dass man sich vielmehr um sie sorgt und bestrebt ist ihnen ein neues richtiges und schönes Heim als Ersatz für das verlorene zu geben.

Ein Arzt müsste die Anstalt überwachen, und ein Dutzend Barmherzige Schwestern und Pfleger und anderes Personal hätten den ganzen Betrieb im Gang zu halten. In die Hände eines erfahrenen Seelsorgers wäre die Leitung der ganzen Einrichtung zu legen.

Solche Anstalt ins Leben zu rufen, würde wohl einige Hunderttausend Dollar erfordern, und so weit sind wir noch lange nicht. Wenn das gegenwärtige Heim mit zehntausend Dollar abgeschätzt würde, so wäre nicht viel zu hoch gegriffen. Wir sind froh, dass wir es haben und dass uns so viel Mut zugesprochen worden ist, so dass wir ernstlich planen, ein zweites Gebäude aufzuführen, das eben so gross wie das erste und ebenso viel Pfleglinge aufnehmen könnte. Damit wäre die Anstalt um das Doppelte vergrössert und wäre einen grossen Schritt vorwärts gekommen.

Das Invalidenheim ist soweit ein Privatunternehmen, gegründet von den Geschwistern Vogt: der Krankenschwester Maria Vogt, die die Leiterin des Heimes ist, und Abram Vogt, der die Wirtschaft verwaltet und das Heim nach aussen hin vertritt.

Obgleich das Heim also eine Privatanstalt ist, so ist es doch bestrebt, in engem Kontakt mit den Gemeinden zu arbeiten. Eine ganze Reihe unserer Gemeinden hat den Weiterbestand der Anstalt als wünschenswert erklärt und versprochen, ihren Weiterausbau nach Möglichkeit zu fördern. Dieses haben sie damit bewiesen, dass sie das Heim zum Unterhalt und Ausbau reichlich mit Spenden bedacht haben.

Das Gebäude des Invalidenheims hatte vorher acht Jahre als Krankenhaus gedient. Als dann das neue, grössere Hospital fertig wurde und die Kranken im Januar 1937 dahin übergeführt worden waren, wurde das alte Hospital leer. Das Gebäude sollte aber auch fernerhin der Wohltätigkeit gewidmet sein, und so wurde sofort mit den Vorarbeiten zur Gründung des Invalidenheims begonnen. Der Anfang war schwer. Der erste Versuch wollte nicht glücken. Es gab Unterbrechungen in der Arbeit. Jedoch seit dem 6. Oktober 1938 ist man ständig an der Arbeit gewesen.
Zur Zeit arbeiten im Heime zwei Krankenschwestern: Maria Vogt und Helena Hildebandt, die ihren Pflichten mitt grosser Hingabe und Selbstlosigkeit obliegen. Ausser ihnen gehören zum Personal nur noch in der Küche, Frl. Maria Hildebrandt, und eine Waschfrau.

Dass diese wenigen Arbeiter alle Hände voll zu tun haben, ist ohne weiteres klar; besonders wenn man bedenkt, dass unter den Kranken nicht nur vollständig Hilflose sind, sondern oft auch Unruhige, die auf Ausbruch sinnen, und auf die man Tag und Nacht ein Auge haben muss. Wenn die Schwestern nicht von der Erkenntnis durchdrungen wären, dass der Samariterdienst, in dem sie stehen, in sich selber schon den Lohn zu tragen hat, sie vermöchten schwerlich die ganze Last ihrer Pflichten zu tragen, ohne mutlos zu werden, denn für Geld allein ist diese Art Arbeit nicht zu tun. Und wenn auch nur ein Geringes von dem Geist, der diese Schwestern beseelt, in die Masse unseres Volkes dringt, so wird die Anstalt, von der die Rede war, entstehen und wird den vielen so schwer Betroffenen in unserer Mitte in bescheidenem Masse ein Ersatz werden für das grosse Gut der Gesundheit, das ihnen vorenthalten ist, und das wir andern besitzen, ohne uns unserer Bevorzugung recht eigentlich bewusst zu sein.

Abram Vogt.

□

Wohlfahrtseinrichtungen

Unsere „Heime"

Armenfürsorge ist bei den Mennoniten seit alters her eine sehr ernst genommene Angelegenheit der Gemeinden gewesen. Dagegen ist die Sorge um die Waisen und aufsichts- bezw. pflegebedürftigen „Alten" lange Zeit vernachlässigt worden, wohl weil in diesen Fällen es meistens nicht soviel materielle Not war, die die Betreffenden auf fremde Hilfe anwies, sondern das Fehlen naher Anverwandter, oder, wo solche da waren, deren laues Verhalten der Not ihrer unmittelbaren „Nächsten" gegenüber. Erst verhältnismässig spät ist es daher zu der Errichtung von Waisen- und Altenheimen gekommen. Dass ihrer, gemessen am Ganzen, immer nur wenige waren, zeigt, dass in den meisten Fällen die Bedürftigen versorgt wurden, ohne dass die Gemeinde oder gar die breite Oeffentlichkeit sich zum Eingriff gezwungen sah. Es ist eine andere Frage, ob die Betreuungsbedürftigen in allen Fällen die richtige Behandlung gefunden, oder ob für viele von ihnen ein Alten- resp. ein Waisenheim nicht doch ein besseres Los gewesen wäre.

Mit der letzten mennonitischen Einwanderung in Canada machte sich die Notwendigkeit geltend, noch für eine neue Art von „Bedürftigen" zu sorgen, nämlich für die in den Städten „auschaffenden" Mädchen. Das gab Anlass zu der Eröffnung von sogenannten Mädchenheimen. Jn den weiter folgenden Berichten über einige die-

ser Heime wird das Nähere ihrer Entstehung begründet und ausgeführt. Die Errichtung dieser Mädchenheime ist mehr als vieles andere eine Tat, die dem canadischen Mennonitentum zur Ehre gereicht und die der Gefahr, die unserem Volke durch dieses leidige „Ausschaffen" unserer Mädchen droht, die Schärfe nimmt.

Es bestehen gegenwärtig **7 Mädchenheime** und zwar je zwei in Winnipeg, Saskatoon und Vancouver und eines in Calgary.

Altenheime gibt es heute keine, denn das Invalidenheim in Steinbach darf nicht dazu gezählt werden, wenn da auch heimlose, bezw. heimmüde Alte aufgenommen werden. Von 1918 bis 1938 hat in Gretna die Bergthaler Gemeinde ein Altenheim unterhalten. Etwa um dieselbe Zeit bestand auch in Winkler ein solches Heim. Ersteres (das Gebäude) dient jetzt der Gretnaer Fortbildungsschule als Mädchenresidenz und letzteres als Wohn- und Kosthaus für Schüler der Winkler Bibelschule.

Waisenheime hat es unter den Mennoniten Canadas bis dato keine gegeben. Es wird aber von der Jugendorganisation (der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten Canadas) die Errichtung eines solchen geplant.

Mit einem **„Jünglingsheim"** nach dem Muster der Mädchenheime und aus denselben Beweggründen heraus ist in diesem Jahre der Anfang gemacht worden.

Das mennonitische Maedchenheim in Saskatoon

1931 — 1943.

Die Mädchenheime für ausschaffende mennonitische Jungfrauen in den Grossstaedten kannte man vor der letzten grossen Einwanderung (1923) weder in Russland noch in Canada. Die Mennoniten wohnten in kompakten Ansiedlungen, waren wohlhabend, beschäftigten ihre Kinder in der eigenen Wirtschaft und hatten oft auch noch Arbeit für andere, die von Ausarbeiten abhängig waren. In den Städten wohnten und arbeiteten nur wenig. Man hatte mancherorts sogar einen gewissen Abscheu vor der Stadt und hielt um so fester am Landleben fest.

Der Welkrieg, mit der blutigen Revolution im Gefolge, brachte grosse Veränderungen auch für die mennonitischen Ansiedlungen in Russland. Tausende entschlossen sich daher nach Canada auszuwandern, um hier wieder mit der Familie den Acker bebauen zu können und in Frieden des Glaubens zu leben. Arm, bitter arm, mit einer grossen Reiseschuld dazu, kamen die meisten nach Canada. Im festen Glauben an das Wort: "Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen," schritt man zur Schaffung der eigenen Existenz. Die grosse Armut brachte es mit sich, dass die Kinder ausschaffen gehen mussten. In der ersten Zeit arbeiteten sie bei Farmern, später fanden viele Mädchen Hausarbeit in den

Städten. Die Eltern freuten sich über die finanzielle Hilfe. Die Freude wurde aber gedämpft beim Gedanken, dass die ausschaffenden Kinder der Familie und der Gemeinschaft entfremdet werden könnten. Bald wurde die Notwendigkeit der Gründung von Mädchenheimen in den Groszstädten erkannt und von der Behörde der Inneren Mission der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten von Nordamerika praktisch durchgeführt. Das erste Mädchenheim wurde in Winnipeg eröffnet.

In Saskatoon schafften um diese Zeit eine nette Anzahl Mädchen, aber ein Heim konnte noch nicht eröffnet werden. Die Mädchen versammelten sich in der freien Zeit in den verschiedenen Heimen der mennonitischen Familien, in der Schulklasse, in der Office des Bibelhauses usw. Die seelsorgliche Betreuung kam von verschiedenen Predigern der Gemeinden um Saskatoon und später von den Brüdern Daniel Enns und Benno Toews.

Am 23. Juli 1930 wurde ich von der Missionsbehörde mit der halben Zeit für die Missionsarbeit in Saskatoon engagiert und von Januar 1931 mit der ganzen. Am 29. Januar fand die feierliche Eröffnung des Mädchenheims in einem Teil eines Apartmenthauses statt, wo wir bis zum 22. August desselben Jahres verblieben, bis wir ein passenderes Lokal beziehen konnten. (In jenen Jahren war ein grosser Quartiermangel in Saskatoon fühlbar.) Aelt. David Toews und Aelt. J. J. Klassen waren bei der Eröffnung des Heims die Festredner. Durch die Gründung des Mädchenheims mit der Anstellung eines Arbeiters wurde die Missionsarbeit konsolidiert. Die Bedienung war hinfort keine gelegentliche mehr, sondern eine ganz systematische, und Mädchenheimversammlungen, Sonntagschule, Jugendverein, Gottesdienst, Sonnabendschule u.s.w. wurden selbstverständliche Einrichtungen und konnten pünktlich abgehalten werden. Es wurde vereinbart, dass die Heimmiete von der Gruppe und die Gage von der Konferenz gezahlt werden sollte. Diese Vereinbarung, dass Gemeinde und Mädchenheim unter einer Leitung stehen solle und die Unkosten gemeinsam getragen werden sollten, hat geholfen, produktive Arbeitsgemeinschaft zu schaffen.

Zwei Hauptziele fassten wir als Heimeltern ins Auge. Einmal wollten wir die stellenlosen Mädchen mit Arbeit versehen und vor ungerechter Expoitation bewahren und zweitens, sie seelsorglich betreuen. Das erste Ziel erreichten wir durch die Stellenvermittelung und das zweite durch die Heimversammlungenund die private Seelsorge. Es war stets unser Bestreben, die Mädchen in den besten Häusern unterzubringen. Einmal war hier die Gage besser, und dann gab es eine reichere Erfahrung. Die Stellen in den Gasthäusern und Cafes konnten wir nicht mit gutem Gewissen empfehlen. Die Löhne hielten wir auch in den Depressionsjahren, wo das Angebot die Nachfrage weit überstieg, nach Möglichkeit hoch. Die Mädchen haben durch Fleiss, Treue, Ehrlichkeit, Frömmigkeit und einen sittsamen Wandel sich allgemeine Achtung und ein fast unbeschränktes Vertrauen erworben. Sie haben manches Vorurteil gegen die Mennoniten bei der Stadtbevölkerung zerstreut und sie sind geworden,

was Paulus an die Korinther schreibt: "Ihr seid unser Brief in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen." 2. Kor. 3, 2.

Das zweite Ziel, die seelsorgliche Betreuung war schwerer. Warum? Unsere Mädchen kamen aus den Kreisen der Eingewanderten und der Alteinsässigen. Das Alter variierte von 16—45 Jahren. Der Bildungsgrad, die religiöse Erkenntnis und geistliche Reife waren sehr verschieden. Es waren folgende Richtungen vertreten: Allgemeine Konferenz, Brüdergemeinde, Altkolonier, Bergtaler, Baptisten, Schwedenburger, Russeliten. Dass bei dieser Verschiedenheit nach allen Richtungen auch verschiedene Ansichten über Gut und Böse, Erlaubtes und Unerlaubtes bestanden, ist leicht verständlich. Dass die Stadt mit ihren Schaufenstern, Kinos, Moden, Schmuck und Schminke, mit ihren Reizen und Versuchungen den weniger Gegründeten zur Versuchung und Sünde werden könnte ist klar. Hier hatte das Heim eine wichtige erzieherische, seelsorgliche und evangelistische Aufgabe zu erfüllen. Seelen für den Herrn gewinnen und im Glauben befestigen war unser grosses Vorrecht. Und der Herr hat Gnade gegeben.

Die Versammlungen wurden gut besucht, am Jugendunterricht haben sich über hundert Mädchen beteiligt und wenigstens 75 sind hier auf das Bekenntnis ihres Glaubens getauft worden. Manche sind zu ernsten Christen herangereift und führen einen heiligen Wandel. Was in den öffentlichen Versammlungen nicht erreicht werden konnte, musste in der persönlichen Arbeit (Seelsorge) getan werden. Unser Grundsatz war: Individualisieren und nicht generalisieren. Jeder Fall sollte mit heiliger Scheu behandelt werden. Viel Kniearbeit war damit verbunden. Der liebe Gott gab Weisheit und Gnade. Mit dem Apostel Paulus haben wir gesprochen: „Denn wiewohl ich frei von jedermann, habe ich doch mich selbst jedermann zum Knechte gemacht, auf dass ich ihrer viele gewinne." (1. Kor. 9, 19). Eine grosse Hilfe waren uns die Eltern, die von ihren Kindern den Anschluss ans Mädchenheim voraussetzten. Mit den Mädchen haben wir manch eine Familie kennen und schätzen gelernt. Auch sind wir vor Enttäuschungen nicht bewahrt geblieben, aber das gehörte eben nach Gottes weisem Ratschluss in unsere Arbeit. Mit 35 Mädchen wurde das Heim eröffnet, später stieg die Zahl bis 110 und gegenwärtig sind es nur noch etwa 25 geblieben. Von diesen arbeiten nur einige im Haushalt. Die meisten haben in verschiedenen Geschäften Anstellung gefunden.

Als besondere Feste und Veranstaltungen galten durch die Jahre: Die Weihnachtsfeier, Ostern, Geburtstage, Abschiedsfeste, Showers, Missionsfeste u.s.w. Alljährlich hatten wir wenigstens einen Missionsausruf. Die Einnahmen gingen für die Mission, das Heim, die Armen, die Notleidenden in fremden Ländern u.s.w.

Seit dem 1. November 1941 wurde von der Konferenz ein Haus käuflich erworben. Es entspricht mit seiner Einrichtung den Anforderungen eines Heims und erleichtert die Arbeit. Die Adresse ist: 443—3rd Avenue, North, Saskatoon, Saskatchewan.

Wir schliessen den Bericht mit dem Heimliede:

„Gesegnet sei das Band, das uns im Herrn vereint;
Geknüpft von Christi Liebeshand,
Bleibt's fest, bis er erscheint.
Vor unsers Vaters Thron steigt ernstlich unser Flehn,
In Leid und Freud ein Herz, ein Geist;
So klingt's dem Vater schön.
Wir tragen jede Last mit Schwergeprüften gern,
Des Mitleids Tränen fliessen oft
Vereint vor unserm Herrn.
Und scheiden wir allhier, so gibt's uns tiefen Schmerz,
Doch bleiben wir im Geist vereint,
Und pilgern himmelwärts."

Saskatoon, Sask.,
Oktober 1943. J. J. und Katherine Thiessen.

Das Maedchenheim in Vancouver, B. C.

Die schwere materielle Lage der seit 1923 nach Canada eingewanderten russländischen Mennoniten, von denen die meisten sich auf dem Lande niedergelassen hatten, erforderte es, dass man Mittel und Wege suchte, um sich behaupten zu können. Die Mittel zur Weiterexistenz und Gründung eines eigenen Heims mussten in der ersten Zeit durch Ausschaffen aufgebracht werden. Wo fand man Erwerbsmöglichkeiten leichter als in den Städten? Für die männlichen Familienglieder boten sich dieselben in der Depressionszeit, in der überall Arbeitslosigkeit herrschte, schwerer als für die weiblichen. Im Haushalt der wohlhabenden Bürger der Städte fanden sie immer Anstellung. Durch Ehrlichkeit, Tüchtigkeit im Dienst, Zuverlässigkeit und sittlichen Wandel erwarben die Mädchen bald das Vertrauen ihrer Brotherren. Die Nachfrage nach mennonitischen Mädchen steigerte sich rapid. Nach Vancouver kamen die meisten Stellensuchenden aus den Prärieprovinzen, wo die Russländer auf Farmen ansässig waren. Bald aber gesellten sich zu ihnen auch Töchter der im Frasertal sich niedergelassenen Ansiedler. Das Kontingent der vornehmlich im Haushalt Dienenden rekrutierte sich aus im Alter von 16—40 Jahren stehenden Mädchen beider religiöser Richtungen. Anerkennungswert ist, dass die in verschiedenen Stadtteilen dienenden Mädchen das Zusammengehörigkeitsgefühl sie an den dienstfreien Tagen zusammenführte. An den Donnerstagen und Sonntagen vereinigten sie sich in der Sommerzeit gewöhnlich in dem von der üppigen Natur begünstigten herrlichen Stanley Park oder an einem andern romantisch gelegenen Ort. Im Winter fanden die Zusammenkünfte im geräumigen Stationsgebäude der C.P.R. statt. Auf die Dauer musste dieser Zustand sich auf die noch nicht gefestigten Charaktere nachteilig auswirken. Es lag die Gefahr vor, dass durch die in der grossen Stadt sich darbietenden Reize sich manche verlieren könnten. Die mehr Besonneneren sahen diese drohende

Gefahr ein und die Frage, ob man nicht zu einem eigenen Heim gelangen könnte, wurde oft ventiliert.

Als Herr P. Thiessen, der eine Anstellung in der Settlement Board der C.P.R. hatte, von Saskatoon nach Vancouver versetzt wurde, ward diese Frage teilweise gelöst zur allgemeinen Freude der Heimatlosen. Die menschenfreundliche Familie Thiessen kam dem Wunsche der Mädchen bereitwillig entgegen und ihr Haus diente ihnen als das gewünschte Heim. Frau Thiessen betreute die Mädchen in selbstloser Weise aufs beste. Nach einem Gruppenbilde aus jener Zeit zu urteilen, haben ca. 30—35 Mädchen dieses Heim aufgesucht.

Den 20. April, 1931, wurde dieses Heim in das Haus des Herrn H. Rapsch verlegt. Seine Frau Elise übernahm die Pflichten der Hausmutter. Nach ihrer Aussage variierte die Zahl der das Heim benutzenden Mädchen zwischen 50—60. Mit ganz wenigen Ausnahmen fanden sich alle an den Freitagen hier ein. Das den von Frau Rapsch über das Betragen der Mädchen usgestellte Zeugnis lautet auf „ausgezeichnet." Nur hin und wieder kehrten durchreisende Prediger in das Heim ein und dienten mit dem Wort. Später, als diese Angelegenheit im Abhalten von Gottesdiensten mehr geregelt war, erschienen monatlich einmal Prediger aus den im Tal bestehenden Gemeinden.

In Betracht ziehend, dass das Heim aus reiner Privatinitiative entstand und von keiner Institution unterstützt wurde, ist dieses Unternehmen den beiden obengenannten Familien als hohes Verdienst anzurechnen und sind sie als Gründer des Heimes anzusehen.

Als die Familie Rapsch nach 13-monatiger Betreuung Umstaände halber sich von dieser Arbeit entsagen musste, renteten die Mädchen beider Richtungen gemeinschaftlich ein Haus. Um die Rente und etwaige Unkosten zu decken, belegten sie sich mit 50c pro Monat und Person. Als Vorsteherin galt Frl. Olga Berg und als Stellenvermittlerin trat Frl. Betty Klassen auf. Beiden Fräulein ist grosse Anerkennung ihrer Dienste zu zollen. Solange diente das Heim allen Mädchen ohne Unterschied der Gemeindezugehörigkeit. Eine Wendung der Dinge trat ein, als die Behörde für Innere Mission der N. A. Konferenzgemeinden im Jahre 1935 ein Heim für die Mädchen der Eltern der sogenannten kirchlichen Richtung einrichtete und Aelt. Jac. H. Janzen, Waterloo, Ont., als Hausvater angestellt wurde. An den Donnerstagen versammelten die Mädchen sich im Hause der Familie Janzen, und die sonntäglichen Andachten wurden im grössern Hause des Herrn H. Bergmann abgehalten.

Im November 1937 wurde Janzen durch Pr. Jacob Wiens, Waterloo, Ont., ersetzt. Vor dessen Ankunft hatte die Missionsbehörde auf der St. George Street, No. 6460, ein für das Mädchenheim bestimmtes Haus mit einem daneben stehenden Kirchlein erstanden. Als inzwischen immer mehr mennonitische Familien nach Vancouver zogen, gebot es die Notwendigkeit, dieselben zu sammeln, was schliesslich auch zu einer Gemeindeorganisation führte. Etliche Mädchen, die den Vorsatz fassten, in der Stadt zu bleiben, schlossen sich dieser neu-

gebildeten Gemeinde an und dadurch erlangte das Heim auch eine stabilere Grundlage.

Weil fast gleichzeitig mit der Eröffnung des Heims an der St. George Str. auch die M. Brüder-Gemeinde ein solches einrichtete, verringerte sich die Zahl der Mädchen, die das erstgenannte Heim in Anspruch nahmen, bedeutend. Sie schwankte zwischen 25—30, was einen Prozentsatz von 25—33 der dienenden Mädchen ausmachte. Ca. 5—8% der Mädchen besuchen weder dieses noch das andere Heim. In letzter Zeit finden auch zugereiste Frauen der in den Camps dienenden C. O. Männer zeitweilige Aufnahme im Heim. In demselben bedient man sich in der Unterhaltung der hoch-, plattdeutschen und der englischen Sprachen, hauptsächlich der hochdeutschen. Die Länge des Aufenthalts der Mädchen in der Stadt liegt zwischen 1—6 Jahren, je nachdem die Umstände es erfordern. Gegenwärtig reduziert sich die Zahl der Heimmädchen immer mehr. Diese Erscheinung ist damit zu erklären, dass mehrere sich verheiratet haben, andere ins Elternhaus zurückkehren, das durch die gegenwärtige Lage einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung erlebt hat und nicht auf die Mithilfe ihrer ausschaffenden Töchter angewiesen ist. Andere wiederum haben durch den Zuzug ihrer Angehörigen in die Stadt bei diesen Unterkunft gefunden.

Freudig ist zu konstatieren, dass mit ganz wenigen Ausnahmen die Mehrheit der ausschaffenden Mädchen mit ihren Familien in Verbindung bleiben. Die Stadt mit ihren Reizen übt noch nicht so einen Einfluss aus, dass sie die Fühlung mit ihren Stammesgenossen und den Gemeinden verlieren. Es ist den Mädchen nicht zu verdenken, dass sie den Dienst im Haushalt nicht als Beruf ansehen, und wenn die Notwendigkeit des dauernden Aufenthalts in der Stadt es gebietet, sie bestrebt sind mehr Selbständigkeit zu erlangen. Mehrere haben in den letzten Jahren Anstellung in verschiedenen Geschäften und Institutionen gefunden, die ihnen mehr Freiheit gewähren als der Dienst im Haushalt. Wenn die Löhne auch von $15 auf $50 monatlich — ausnahmsweise auch auf $60 — hinaufgeschraubt sind, so ist dieser Dienst doch mit einer gewissen Freiheitsbeschränkung verbunden.

Ein Waisenheim in Aussicht

Ein Projekt von beachtlichen Ausmassen, das aber noch nicht endgültig Form angenommen hat, ist Gegenstand lebhafter und begeisterter Erörterungen der „Jugendorganisation der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten Canadas." Es geht (nach dem „Boten") um „verschiedene gemeinnützige Werke", darunter auch um ein Waisenheim und, nach anderen Informationen, auch um ein Altenheim. Die genannte Organisation kauft die Regierungsversuchsfarm bei Rosthern, die als solche Anfang des Krieges aufgegeben wurde. Zu der Farm gehört eine Sektion Land, das ausser den Gartenanlagen und den Wirtschaftshöfen, ertragreicher Ackerboden ist. An Baulichkeiten

enthält die Farm vier Wohnhäuser, einen grossen Pferdestall, ausserdem Kuhstall, Hühnerstall, Schweinestall und andere Gebäude. Die Farm hat schätzungsweise einen Wert von $60,000, wird von der Regierung aber für $20,000 abgetreten, von welcher Summe $5,000 bei Abschluss des Kaufs zu zahlen sind, der Rest in drei Jahresraten von je $5,000. Die Anzahlungssumme von $5,000 hat das Komitee der Jugendorganisation bereits beisammen. Die Organisation hat die Absicht, die Farm der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten zur Verfügung zu stellen, welch letztere (in Langham) das Projekt „sehr sympathisch aufnahm und für eine allgemeine finanzielle Unterstützung plädierte."

Ein temporaeres „Juenglingsheim"

Die Kriegsverhältnisse in ihrer Sondergestaltung für die Mennoniten haben zur Eröffnung eines mennonitischen Jünglingsheimes in Vancouver geführt, das jedoch nur als eine temporäre Einrichtung zu betrachten ist. In einem „Aufruf an alle Mennonitengemeinden Canadas" um finanzielle Unterstützung dieses Heimes heisst es: „Es ist dasselbe für junge Männer eingrichtet, die in den Camps dienen (der den Mennoniten und anderen „Wehrlosen" von der Regierung zugebilligte Militär-Ersatzdienst). Wenn sie hier durchreisen, können sie hier unentgeltlich Kost und Quartier haben. Am meisten wird es von denen benutzt, die hier in der Nähe auf den Camps sind und zu Sonntag zum Gottesdienst kommen. Anfangs hatten wir ein Zimmer mit vier Betten eingerichtet, was sich aber bald zu klein erwies. So musste noch ein zweites Zimmer eingerichtet werden.

Möglich wurde dies gemacht, als im Sommer in Langham, Sask., die Allgemeine Konferenz sattfand. Es wurde eine Kollekte gehoben, die uns in die Lage versetzte, dass wir die Einrichtung kaufen konnten und noch etwas dazu. Auch wird von der Konferenz die Miete für ein Zimmer bezahlt. So weit ist dieses das einzige Heim in Vancouver und wird von den Zugehörigen verschiedener Gemeinden benutzt.

Lebensbilder hervorragender Männer der mennonitischen Geschichte

Johann Cornies

Von Walter Quiring

Das mennonitische Deutschtum, dem auch Johann Cornies angehört, beginnt sich erst verhältnismäßig spät an der Auswanderung zu beteiligen. Erst 1789, nachdem die Wolgadeutschen bereits 25 Jahre im Osten siedeln, bricht der erste Schub mennonitischer Deutscher aus Westpreußen auf nach Südrußland. Er läßt sich an dem Flüßchen Chortitza unweit des Dnjepr im Gouv. Jekaterinoslaw nieder und gründet die Ansiedlung Chortitza.

Johann Cornies, der am 20. Juni 1789 in Baerwalde bei Danzig geboren wurde, gehörte zu der zweiten größeren Auswanderergruppe dieser Gemeinschaft, die sich 1803 bis 1805 auf den Weg nach Rußland machte. Es sind das die Begründer der zweiten mennonitischen Muttersiedlung Molotschnaja im Gouv. Taurien.

Eine dieser Gruppen überwintert auf der Ansiedlung Chortitza. Der erst sechzehn Jahre alte Johann Cornies leitet hier unter Aufsicht seines Vaters eine Branntweinbrennerei. Auf der jungen Ansiedlung hat er auch beste Gelegenheit, das bürgerliche und kirchliche Leben der Gemeinde und auch die Nöte und Beschwerden einer Neusiedlung kennenzulernen. In Chortitza tobt gerade ein Kampf gegen die ehemaligen „Abgeordneten" Höppner und Bartsch, eigentlich ein Kampf der Predigerschaft um die Macht, aus dem Cornies sehr viel für seine spätere Wirksamkeit an der Molotschna lernen sollte.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Chortitza reist die Familie Cornies weiter auf den für die neue Ansiedlung ausersehenen Plan am Flusse Molotschnaja, wo sie in dem neuangelegten Dorf Orloff eine Wirtschaft mit 65 Deßjatinen (1 Deßjatin=1,0925 Hektar) Land übernimmt.

Ein großer Teil der Einwanderer ist nicht mit wirtschaftlichen Glücksgütern gesegnet. Um wirtschaftlich rascher voranzukommen, greift Vater Cornies zu einem Nebenberuf. Er hatte schon immer eine Vorliebe gehabt für die Heilkunde und sich hierin mancherlei Kenntnisse angeeignet. Auch hat er nicht versäumt, seine Doktorbücher aus Preußen mitzunehmen. Heilkräuter gibt es auf der Steppe in Mengen, und Cornies senior wird Kolonistenarzt. Da er ein aufmerksamer Beobachter ist und sich als Matrose auf seinen weiten Seereisen, die ihn auch um die Südspitze von Afrika herum bis nach Indien geführt haben, eine gute Menschenkenntnis erworben hat, und da er außerdem vorsichtig zu Werke geht, bleiben die Heilerfolge nicht aus. Bald ist sein Ruhm unter Deutschen, Ukrainern und den nomadisierenden tatarischen Nogaiern weit verbreitet. Bei den Ukrainern heißt er bald nicht mehr Cornies, sondern „Ljekarenko" (Ljekarj=Arzt, mit der häufigen ukrainischen Endung enko). Da Cornies trotz seiner ärztlichen Tätigkeit auch die Wirtschaft nicht vernachlässigt, kommt er gut vorwärts, und bei seinem 1814

erfolgten Tode kann er jedem seiner Söhne 4000 Rubel in Bargeld und Vermögenswerten hinterlassen.

Johann Cornies, der älteste unter den vier Brüdern, macht sich schon bald nach der Einwanderung selbständig. Er verdingt sich in Orloff als Knecht bei einem Müller. Als er in einem Jahr einige Rubel zusammengespart hat, verläßt er die Mühle, um sich nunmehr ganz auf eigene Füße zu stellen. Er erwirbt ein Fuhrwerk, kauft bei seinen Landsleuten Butter, Eier, Schinken und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse und fährt diese in die Städte Simferopol, Feodossia und Sewastopol, wo er sie mit gutem Gewinn absetzt. In jener Pionierzeit, bei den beschwerlichen und unsicheren Verkehrsverhältnissen, ist auch dieses kleine Unternehmen schon eine bahnbrechende Tat. Bei Umsicht und Fleiß hat Cornies schon in drei Jahren rund 7000 Rubel erarbeitet und kann nun auch das Fuhrwerken, das ihm nur Mittel zum Zweck gewesen ist, aufgeben.

Ein guter Schulunterricht ist Cornies versagt geblieben. Trotz der vielen Arbeiten der Ansiedlungszeit benutzt er daher jede Gelegenheit zum Lernen und zur Erweiterung seiner Kenntnisse. In der Brennerei in Chortitza, auf den Mehlsäcken in Orloff und auf seinen einsamen Fahrten über die weite Steppe begleiten ihn stets einige gute Bücher. Während die Pferde in kleinem Zockeltrab den Weg suchen, vertieft er sich in die Geschichte, lernt, angeregt durch die Reiseschilderungen seines Vaters, ferne Länder und Völker kennen, paukt russische und deutsche Grammatik und treibt auf den langen Nachtfahrten auch praktische Sternkunde.

1811 kauft Cornies in Orloff ein eigenes Anwesen. Die ersparten Mittel sind groß genug, ein stattliches Wohnhaus aufzuführen und den Hof einzurichten. Aber Cornies' Pläne greifen weit über die Grenzen seines Dorfes hinaus. Er erkennt bald die günstigen Aussichten, die die Steppe für die Viehzucht bietet, und er beginnt unverzüglich mit der Schafzucht. Als Weide pachtet er (anfangs für nur zwei Kopeken die Deßjatine) die brachliegenden Kronsländereien, zuerst in der Nähe der Ansiedlung, um mit seinen Herden schließlich bis zu 90 Kilometer von der Ansiedlung wegzugehen.

1830 pachtet Cornies 3500 Deßjatinen Kronsland am Flüßchen Juschanle, wo er bis dahin eine kleine Schäferei unterhalten hatte, und gründete das Vorwerk gleichen Namens. Sechs Jahre darauf schenkt Zar Nikolaus der Erste ihm für seine großen Verdienste um die Hebung der Landwirtschaft 500 Deßjatinen von diesem Land. Auch hier beginnt Cornies zuerst mit der Viehzucht, dann aber nimmt er allmählich 270 Deßjatinen Land unter den Pflug. Er legt ferner eine 6 Deßjatinen große Baumschule an, um die Siedler mit Setzlingen versorgen zu können. Auch beginnt er mit der Anpflanzung von Wald, und schon in wenigen Jahren zählt sein Bestand 68,000 Bäume.

Schon 1816 hat Cornies erste erfolgreiche Versuche mit einem Pferdegestüt unternommen. Er erkennt auch, daß der Viehbestand dringend einer Aufbesserung bedarf, denn bis 1834 hielten die Kolonisten ausschließlich den Nachwuchs des aus Deutschland mitgebrachten Viehes. Cornies beschafft einige Zuchtstiere bester Rasse und gibt den Nachwuchs an die Kolonisten ab. 1847 zählt sein eigener Viehbestand bereits 500 Pferde, 8000 Schafe und 200 Rinder holländischer Rasse.

Zwei Jahre nach der Gründung von Juschanle kauft Cornies im Kreise Melitopol ein 3500 Deßjatinen großes Landgut Taschtschenak und zehn

Jahre später angrenzend an dieses ein Gut Werigin mit 1600 Deßjatinen, so daß er schließlich 8500 Deßjatinen bewirtschaftet. Eine eigene Ziegelei liefert die Ziegel, die er für seine vielen Bauten braucht, während eine Kachelbrennerei und eine Dachpfannenfabrik bedeutende Gewinne abwerfen.

Unermüdlich ist Cornies im Erschließen neuer Erwerbsmöglichkeiten für die Einwanderer. Aber der von ihm eingeführten Seidenraupenzucht und dem Tabakbau ist ein Dauererfolg nicht beschieden, in der Hauptsache, weil sich Landwirtschaft und Viehzucht mit der Zeit als bedeutend einträglicher erweisen. Besonders die Seidenraupenzucht ist lange Zeit Cornies' Sorgenkind. 1845 sind in 35 Kolonien 270 Familien in dieser Industrie beschäftigt, und sechs Jahre später betragen die Einnahmen schon 30 687 Rubel. Um diesen Wirtschaftszweig großzügig ausbauen zu können, errichtet er in Orloff eine Schule, wo er die Kolonistenmädchen im Seidenhaspeln unterweisen läßt. Schließlich aber erweist es sich doch als unmöglich, die erzeugte Seidenmenge mit den verfügbaren Kräften abzuhaspeln. Zudem fügt die Seidenraupenpest, ferner die starke französische und italienische Konkurrenz diesem Wirtschaftszweig schwersten Schaden zu, so daß er schließlich aufgegeben werden muß.

Ein ähnliches Schicksal erfährt der Tabakbau, obzwar 1845 157 Wirte in 32 Kolonien 412 Pud (1 Pud=16 Kilogramm) Tabak ernten. Auch der Maisbau kann sich zunächst nicht durchsetzen, weil die Kolonisten den Wert der Schwarzbrache bald höher einschätzen als den Ertrag vom Maisbau. Ebensowenig hat sich an der Molotschna der Flachsbau zu halten vermocht, obzwar 1847 im Molotschnaer Bezirk 648 Pud Flachs geerntet werden und 2253 Personen mit Flachsspinnen beschäftigt sind. Aber schon allein, daß diese Kulturen in den kräftezehrenden Ansiedlungsjahren versucht werden, zeugt von dem Weitblick und dem Unternehmungsgeist ihres Anregers.

Als das wichtigste landwirtschaftliche Problem der Einwanderer erweist sich bald der Getreidebau. Lange nicht alle dieser Kolonisten sind von Hause aus Bauern, zudem können die in Preußen üblichen Ackerbaumethoden auf der jungfräulichen Steppe nicht ohne weiteres angewandt werden. Hier nun ist Cornies Bahnbrecher und Wegbereiter. Mit unermüdlichem Eifer widmet er sich den vielen oft sehr kostspieligen Versuchen, um die für diese landwirtschaftlichen Verhältnisse geeignetsten Arbeitsmethoden herauszufinden.

Er erkennt zum Beispiel bald, daß es bei der Trockenheit des Steppenbodens infolge der in manchen Jahren mangelnden Niederschläge überaus wichtig ist, dem Boden die Feuchtigkeit des Winters zu erhalten. So wird er der Entdecker der Schwarzbrache. Schon 1835 führt er diese Art zu brachen an der Molotschna als Pflicht ein. In der Folgezeit hat sich diese Einrichtung dann auch glänzend bewährt. Drei Jahre später wird auf der Ansiedlung auch der Anfang gemacht mit der Vierfelderwirtschaft.

Durch Abdämmen der im Sommer größtenteils trockenen Steppenflüßchen erzielt Cornies eine künstliche Wiesenbewässerung, was sowohl der Weide als auch der Heugewinnung zugute kommt. 1845 werden bereits 1400 Hektar Heuwiese überrieselt! Dadurch steigert sich der Ertrag um mehr als das Doppelte. Durch Aufschüttung von Erddämmen läßt Cornies auch Teiche anlegen, in denen sich Schnee- und Regenwasser ansammelt, was für die Viehhaltung von großer Bedeutung wird.

Größte Sorgfalt verwendet Cornies auch auf die Aufforstung. Er erkennt

bald deren überragende Bedeutung für die baumlose Steppe und geht, wo das notwendig ist, mit rücksichtslosem Zwang vor, um seinen überlegenen Willen bei den Kolonisten durchzusetzen. 1845 werden allein an der Molotschna bereits über eine halbe Million Obst- und Waldbäume gezählt, zu denen noch rund 300 000 Maulbeerbäume kommen. Sechs Jahre später sind es in 47 Dörfern sogar schon über fünf Millionen!

Durch das Anpflanzen von Obstbäumen an den Häusern bekommen mit der Zeit auch die in starrer Einförmigkeit daliegenden Kolonistendörfer ein anderes Aussehen. Auch längs der Landstraßen müssen auf Cornies' Anordnung nach deutschem Muster Bäume angepflanzt werden.

Aber auch scheinbar kleineren Dingen läßt der rastlos tätige „Vorsitzer", wie er von den Kolonisten genannt wird, seine Fürsorge angedeihen. So unterweist er die Ansiedler im Gemüsebau und in der Blumenzucht. Ferner läßt er sich die Verschönerung der Dörfer und Höfe angelegen sein. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude müssen nicht nur zweckmäßig und dauerhaft, sondern auch schön gebaut werden. So legt er zum Beispiel Wert darauf, daß die Frontgiebel aus gebrannten Ziegeln gemauert werden. Auf den verhältnismäßig großen Flächen zwischen Straße und Wohnhaus werden Obstgärten angelegt, während auf dem hinteren Ende des langen Grundstückes Hecken und Waldstreifen entstehen. Alle Straßenzäune, ferner Häuser und Giebel müssen gestrichen werden, wobei Cornies selber die Siedler in der Zusammenstellung haltbarer Farben unterrichtet. Wer von den Kolonisten diesen Vorschriften nicht nachkommt, wird bestraft.

Es ist selbstverständlich, daß die Wirksamkeit eines Cornies nicht auf das wirtschaftliche Gebiet und auch nicht auf eine kleine Ansiedlung beschränkt bleiben konnte. Sein Einfluß greift bald hinüber auch auf die Chortitzaer Ansiedlung und weiter auf andere deutsche und auch nichtdeutsche Siedlungsgebiete in Südrußland.

Die russische Regierung wird sehr bald auf die großzügige Tätigkeit des Cornies aufmerksam. Schon 1817 ernennt sie ihn, erst achtundzwanzig Jahre alt, zum Bevollmächtigten aller Mennonitengemeinden Südrußlands. In dieser Eigenschaft hat er auch die Pflicht, für die aus Deutschland zuwandernden Volksgenossen geeignete Ansiedlungsplätze auszusuchen.

Der Leiter der höchsten Kolonistenbehörde, der Präsident des „Fürsorgekomitees der ausländischen Ansiedler in Rußland", sieht sich immer wieder veranlaßt, in seinen Berichten nach Petersburg auch die fruchtbare Arbeit des Cornies hervorzuheben. Das Ministerium der Reichsdomänen ernennt ihn 1830 auf Lebenszeit zum Vorsitzenden des auf Anregung des Fürsorgekomitees entstandenen „Vereins zur fördersamen Verbreitung des Gehölz-, Garten- und Weinbaus" (später „Landwirtschaftlicher Verein" genannt). Bald erhält der Vereinsname den Zusatz „Zur Hebung von Landwirtschaft, Gewerbe und des Schulwesens". Auch der Chortitzaer Kolonistenbezirk gründet einen landwirtschaftlichen Verein, wobei Cornies' Einfluß auf diesen durch seine Stellung als Bevollmächtigter aller Mennoniten gesichert ist.

Als besonders reformbedürftig erscheint Cornies von vornherein das Schulwesen seiner sehr konservativen Landsleute. Bereits 1818 hatte er den „Christlichen Schulverein" ins Leben gerufen, der 1820 die erste gehobene Vereinsschule in Orloff gründet. Auch eine Volksbücherei schafft er und ruft einen Leseverein ins Leben.

Bis 1843 sind die Schulen dieser Einwanderer Kirchenschulen, wobei die Geistlichkeit eifersüchtig darüber wacht, daß keine Neuerungen eingeführt werden. Fachlich vorbereitete Lehrer gibt es nicht, die Bauern unterrichten ihre Kinder in den Schulen selber. In dem genannten Jahr werden die Schulen auf höheren Befehl dem Verein und damit Cornies unterstellt, allerdings „in Gemeinschaft mit den geistlichen Vorstehern". Cornies teilt das Molotschnaer Gebiet sofort in sechs Schulbezirke ein, er sorgt für Verbesserung der Schulräume, entläßt eine Anzahl der ungeeignetsten Lehrer, dringt auf regelmäßigen Schulbesuch der Kinder und so fort. Cornies ist es auch, der den Anfang macht mit dem Schulzwang der Kolonisten, den allerdings erst sein Nachfolger, Philipp Wiebe, endgültig einführen kann.

Aber auch der Unterricht selber bedarf einer gründlichen Reform. „Weltliche" Schulbücher sind in diesen Schulen bis dahin nicht geduldet worden. Unterrichtet wird nur aus Bibel, Katechismus und Gesangbuch. Geschichte und Erdkunde haben hier keinen Platz. Es ist begreiflich, daß die Lehrerbauern ihre Aufgabe nur im Auswendiglernen sehen. Daß die Erziehung unter diesen Umständen zu kurz kommen muß, ist unvermeidlich. Cornies stellt daher als erstes „87 allgemeine Regeln über Unterricht und Behandlung der Schulkinder" auf. Diese Regeln zeigen, wie klar er die Schwächen der Kolonistenschule erkannte und mit wieviel Sachkenntnis und Weitblick er ihre Verbesserung anstrebte.

Leider hat Cornies als Vorsitzender des Schulvereins nur fünf Jahre (1843—1848) wirken können. Trotzdem bedeutet seine großzügige Arbeit ein gewaltiges Reformwerk. Cornies ist es, der den Grund gelegt hat zu dem später so blühenden Schulwesen dieser Rußlanddeutschen. Ein Jahr vor seinem Tode wird ihm vom Ministerium der Reichsdomänen auch die Chortitzaer Ansiedlung unterstellt.

Bei seiner großen Autorität kann Cornies seinen starken erzieherischen Einfluß vielfach auch im Privatleben der Einwanderer geltend machen. Anlaß dazu bietet sich nur zu oft, wenn zum Beispiel einer der Kolonisten sich in die eingeführte Ordnung nicht fügen will, oder wenn ein junger Mann lieber bummelt, anstatt seinem Vater in der Wirtschaft zu helfen. Solche Kolonistensöhne werden zu tüchtigen und strengen Bauern als Knechte vermietet, um sie dort in einer harten Schule erziehen zu lassen.

Daß die Regierung größtes Vertrauen auch in seine erzieherischen Fähigkeiten setzt, kommt auch darin zum Ausdruck, daß sie ihm jedes Jahr eine Anzahl junger Russen zur Unterweisung in der Landwirtschaft anvertraut. 1839 nimmt Cornies sechzehn Burschen auf, während seine Frau vier Russenmädchen ins Haus nimmt, um sie in allen häuslichen Arbeiten zu unterrichten. Diesen „Kronsburschen" wird auf dem Corniesschen Gut auch Unterricht im Lesen und Schreiben erteilt. Nach Beendigung ihrer Lehrzeit erhalten sie von der Regierung zur Erleichterung ihres eigenen Anfangs jeder 200 Rubel ausgezahlt. Die Regierung schätzt diesen Unterricht bei Cornies so hoch ein, daß sie die „Kronsburschen" sogar vom Militärdienst befreit. Die so ausgebildeten Russen werden später in besonderen Musterdörfern vereinigt, weil sich die älteren Russen in den Dörfern gegen die Einführung der deutschen Neuerungen sträuben und die Bemühungen der Behörden und der „Kronsburschen" vielfach zunichte machen.

Als der Nutzen dieser direkten Unterweisung erst offen zutage tritt, wer-

den die jungen Russen auch zu den deutschen Bauern in die Dörfer gegeben. Sehr bald ist denn auch der Einfluß der Einwanderer auf ihre russischen Nachbarn unverkennbar. So war zu Beginn der deutschen Einwanderung zum Beispiel die Kartoffel bei den Einheimischen unbekannt. Die deutschen Kolonisten sind es, die dieses wichtige Erzeugnis bei ihnen einführen. Cornies selber beaufsichtigt in mehreren der großen Kreise den Anbau der Kartoffel. In vielen der umliegenden Bezirke setzt er auch deutsche Aufseher ein, die Anweisungen beim Pflanzen dieser Knollenfrucht geben. Vielfach werden russische und ukrainische Bauern auch in die Kolonien geschickt, um den Anbau hier praktisch kennenzulernen.

Der großzügige Corniessche Plan, der Molotschnaer Ansiedlung auch ein Handels- und Handwerkerzentrum zu schaffen, konnte zu seinen Lebzeiten nicht mehr ganz verwirklicht werden. Wohl gründet er die Kolonie Neuhalbstadt und vereinigt dort einen Teil der Gewerbetreibenden und Handwerker der Ansiedlung. Aber die Neugründung kommt nur langsam vorwärts, nicht zuletzt wegen des Widerstandes der Bauern in Halbstadt, und entwickelt sich erst nach Cornies' Ableben zu einem blühenden Industriestädtchen. Immerhin berichtet schon der Schweizer D. Schlatter, der zwischen 1802 und 1822 mehrfach die Südukraine bereiste, von einer Tuchfabrik in Halbstadt.

Wie weit Cornies' Bedeutung und Wirksamkeit über den Bereich der Ansiedlung hinausreicht, zeigt die Wertschätzung, der er sich bei den südrussischen Behörden und bei der Regierung in Petersburg erfreut. Der Gouverneur von Neurußland und Bessarabien, Fürst Woronzow, ist häufiger Gast im Hause Cornies', um dessen Rat in Fragen der Landwirtschaft und der Viehzucht einzuholen. Zehn Jahre vor seinem Tode beruft ihn das Gelehrtenkomitee des Ministeriums der Reichsdomänen zu seinem korrespondierenden Mitglied. Auch hier leistet Cornies vorbildliche Arbeit, indem er über sein Arbeitsgebiet zahlreiche Berichte mit Tabellen und statistischen Angaben an das Gelehrtenkomitee einschickt und Anregungen und Vorschläge nach Petersburg weitergibt.

Von seinen wissenschaftlichen Neigungen zeugen auch die von ihm vorgenommenen Ausgrabungen in der Steppe. Schon lange waren ihm die offenbar vor Jahrhunderten aufgeschütteten hohen Hügel, die Kurgane, aufgefallen. Cornies läßt sie ausgraben und schickt die Funde mit eingehenden Berichten an das Gelehrtenkomitee.

1842 waren fünfzig Familien der in Gütergemeinschaft lebenden sogenannten Hutterischen Brüder aus Raditschew im Gouvernement Tschernigow in den Kreis Melitopol übergesiedelt, wo sie die Kolonie Huttertal und Johannesruh anlegten. Unter Cornies' Leitung blühen die Dörfer rasch auf. Auch hier erstreckt sich sein Einfluß über das Wirtschaftliche hinaus auf das Gemeinde- und Familienleben. So bestand bei den Huttertalern seit langem die Sitte, daß die Eltern ihren Töchtern die Ehemänner aussuchten, ohne nach Wunsch und Neigung der Mädchen zu fragen. Ein Fall, bei dem ein junges Mädchen sich nachdrücklich weigerte, einem ihr gegen ihren Willen angetrauten älteren Witwer anzugehören, bewog Cornies, mit dieser Unsitte aufzuräumen. Er ordnete an, daß die jungen Mädchen vor ihrer Eheschließung eine Erklärung abzugeben hatten, daß ihre Eheschließung eine freiwillige sei.

Da die schwedischen Kolonien bei Berislaw im Gouvernement Cherson

völlig in Verfall geraten waren, werden auch diese 1846 Cornies unterstellt. Sofort setzt er dort die untaugliche Bezirksverwaltung ab und ernennt für die wichtigsten Posten Männer, die ihm als tüchtig und zuverlässig bekannt sind. Bald beginnt sich die schwedische Ansiedlung denn auch zu heben. Auch die Einsetzung deutscher Musterwirte in den neu angelegten Judenkolonien im Gouvernement Cherson ist auf diesen Mann zurückzuführen.

Ebenso ist auch die Seßhaftmachung der Nogaier, mit der schon 1809 begonnen worden war, in der Hauptsache sein Werk. Im ganzen sollen durch ihn von 1835 an 17 000 dieser mongolischen Nomaden angesiedelt worden sein. Später siedelten die Nogaier in die Türkei über. Daß sich Cornies' Einfluß auch auf die benachbarten lutherischen Prischiber Kolonien erstreckt, versteht sich von selbst. Auch den Großliebentaler Kolonistenbezirk im Gouvernement Cherson besucht Cornies und lernt die Verhältnisse dort gründlich kennen. Auf Wunsch der Behörden bereist Cornies auch die weiten Kalmückensteppen und reicht ein Gutachten mit Vorschlägen ein, wie die Kalmücken am ehesten seßhaft gemacht werden können. Auch auf die Duchoborzen und die Tataren erstreckt sich die Corniessche Fürsorge. Ebenso steht er den Molokanern in ihren wirtschaftlichen Bestrebungen bei.

Das amtliche Rußland hat dem großen deutschen Kolonisator seine hohe Wertschätzung durch verschiedene Ehrungen bewiesen. So besuchte ihn 1825 Kaiser Alexander der Erste sowie auch der Thronfolger. 1837 wird er in Simferopol von Kaiser Nikolaus dem Ersten empfangen, der sich bei ihm für seine Bemühungen um die Seßhaftmachung der Nogaier herzlich bedankt. Orden und Medaillen, die Cornies bei verschiedenen Gelegenheiten angetragen werden, lehnt er ab, wogegen er eine einfache goldene Denkmünze annimmt.

Weniger Dank weiß ihm ein Teil seiner eigenen Volksgenossen, namentlich die Predigerschaft. Diese sieht ihre weltliche Machtposition durch seine überragende Stellung gefährdet. Mit allen Mitteln wird er daher von der Geistlichkeit bekämpft. Sie geht so weit, ihn bei dem Präsidenten des Fürsorgekomitees, von Hahn, zu verklagen. Der Präsident untersucht die ihm vorgelegte Angelenheit, und das Endergebnis ist, daß er den intrigierenden Kirchenältesten Jakob Warkentin seines Amtes entsetzt. Das ist ein unerhörter Vorgang in der Geschichte dieser Gemeinschaft. Noch niemals vorher hatte die weltliche Macht Anlaß genommen, so energisch in ihre Streitigkeiten einzugreifen. Der große Molotschnaer Kirchenbezirk wird nunmehr aufgeteilt in drei Kirchspiele, die eigene Aelteste erhalten. Der Nachfolger Warkentins, Heinrich Wiens, glaubt, den Kampf gegen Cornies fortsetzen zu dürfen. Aber auf Wunsch des Fürsorgekomitees wird er 1846 von den anderen mennonitischen Aeltesten seines Amtes enthoben und von den russischen Behörden des Landes verwiesen. Er geht zurück nach Preußen.

Daß Cornies sein gewaltiges Reformwerk trotz der großen Widerstände durchzuführen vermochte, war zu einem großen Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß er als Vertreter der Behörden mit fast unbeschränkter Vollmacht ausgestattet war. Er konnte, wo das zweckmäßig war, mit strenger Härte durchgreifen, ohne Rücksicht auch auf die oppositionelle Predigerschaft.

Durch sein selbstloses erfolgreiches Wirken und sein gerechtes Handeln gewinnt Cornies trotz der heftigen kirchlichen Gegnerschaft sehr viele Freunde, und zwar unter den Besten der Kolonisten. Er kennt fast jeden Bewohner

seines Gebietes persönlich. Im Verkehr mit den Menschen zeichnet ihn ein spürbares warmes Wohlwollen und eine überlegene Ruhe aus. Zudem verfügt er über eine seltene Gabe der Rede und der Kunst des Erzählens.

Trotz seines großen Reichtums und seines Einflusses bleibt Cornies Zeit seines Lebens ein einfacher deutscher Bauer. Auch behält er sowohl in der Familie als auch im Umgang mit seinen Westpreußen die plattdeutsche Muttersprache bei. Er kann sehr schroff werden, wenn einer seiner wohlhabend gewordenen Volksgenossen glaubt, nunmehr nur noch hochdeutsch sprechen zu müssen.

Am 29. Februar 1848 erkrankt Cornies an der Halsbräune, und zwei Wochen später, am 13. März, stirbt er, erst neunundfünfzig Jahre alt. Eine große Menschenmenge, unter der sehr viele Ukrainer, Russen, Nogaier, Molokaner und Tataren zu sehen sind, gibt ihm das Geleit. Seine Volksgenossen setzen ihm auf dem Friedhof in Orloff ein Grabdenkmal, und zwar auf Wunsch des Verstorbenen eine abgebrochene Marmorsäule.

□



Die Mennonitenkolonie Friesland in Ost-Paraguay

Von Dr. Friedrich Kliewer.

Im September 1937 gründeten Siedler aus der Mennonitenkolonie Fernheim im paraguayischen Chaco in Ostparaguay die Kolonie Friesland. Diese Gründung hat im ganzen Lande und darüber hinaus Beachtung gefunden. Es handelt sich hier wieder einmal um eine Wanderbewegung der Mennoniten, wenn auch auf engerem Raum als die Wanderungen der letzten beiden Jahrzehnte.

Die Abwanderung von Mennoniten aus dem Chaco ins östliche Paraguay begann bald nach der Gründung der Kolonie Fernheim im Jahre 1930. Einige Familien glaubten nicht an eine Siedlungsmöglichkeit im Chaco, wollten sich auch nicht in ein straff organisiertes Gemeinschaftswesen einfügen und ließen sich daher in der Nähe von Concepcion und bei Rosario zerstreut unter anderen Deutschen und Paraguayern nieder. Auch in der Landeshauptstadt Asuncion suchten einige mennonitischen Familien und Einzelpersonen als Angestellte und Gewerbetreibende Beschäftigung.

Durch den 1933 begonnenen intensiven Baumwollanbau im Chaco, der 1934 die erste vielversprechende Ernte gab, kam die Abwanderung vorübergehend zum Stillstand. Es setzte sogar eine Rückwanderung ein. 1936 war aber wieder ein Mißerntejahr. Obwohl die Baumwollanbaufläche im Vergleich zu 1934 fast verdreifacht worden war (368 ha: 998 ha) betrug die

Erntemenge noch weniger als in den vorigen Jahren (1934: 420 000 kg. und 1936 rund 400 000 kg). Heuschrecken und Dürre hatten unter allen Kulturen großen Schaden angerichtet. Außerdem machte sich in fast allen Dörfern Weidemangel bemerkbar. Einige Siedler begannen darum schon im Mai und Juni 1936 nach besseren Siedlungsplätzen im südlichen Chaco Umschau zu halten. Unterdessen wurde auch die ungeregelte Abwanderung nach dem östlichen Paraguay wieder aufgenommen. Die mennonitische Gruppe bei Concepcion war inzwischen so stark geworden, daß sie 1936 zur Gründung der geschlossenen Kolonie Neu-Hoffnung schreiten konnte, die südlich der Bahnlinie Concepcion-Horqueta auf Regierungsland angelegt wurde.

Die Dürre des Winters 1936 zog sich im Chaco bis in den November hin. Dieser Umstand steigerte die Unzufriedenheit und Mutlosigkeit der Siedler weiter. Die Früchte der letzten mageren Ernte waren längst aufgebraucht, und mit der neuen Aussaat konnte nicht begonnen werden. Außerdem stockte infolge des niedrigen Wasserstandes im Paraguayfluß die Brotmehlzufuhr, wodurch die Ernährung der Kolonie gefährdet wurde. Als endlich die ersehnte Regenperiode eintrat und die Saaten zu sprießen begannen, wurden sie durch einen Heuschreckeneinfall vollständig vernichtet. In dieser Krisenzeit griff der Abwanderungsgedanke immer stärker um sich. Außerdem war der größte Teil der Siedler in Fernheim zu der Erkenntnis gekommen, daß eine gedeihliche Weiterentwickelung der Kolonie nur dann möglich sei, wenn die zu eng angelegten Dörfer aufgelockert würden. Eine durchschnittliche Verkleinerung der Dörfer um die Hälfte der bisherigen Hofstellen sollte dem einzelnen Siedler mehr Ackerland geben und die Weideflächen vergrößern. Als auf einer Kolonieversammlung Anfang 1937 der Beschluß zur Auflockerung gefaßt wurde, war ein großer Teil der Siedler entschlossen, den Chaco zu verlassen. Wenn schon umgesiedelt werden sollte, dann gleich ins östliche Paraguay, wo die jährlichen Niederschläge größer sind und infolgedessen auch die landwirtschaftlichen Bedingungen günstiger liegen. Hinzu kamen noch „innerpolitische Spannungen", die den Entschluß zur Abwanderung beeinflußten. Sie ergaben sich aus der Opposition der Privathändler und ihrer Anhänger zu der Genossenschaft, die im Interesse der Ansiedlung das Ausfuhrrecht für alle Erzeugnisse forderte.

Möglich wurde die Abwanderung einer größeren Gruppe aber erst durch die Lösung von der Kollektivhaftung, die der Vertreter des MCC, Orie Miller, Anfang Januar 1937 während seines Besuches im Chaco auf Bitten der unzufriedenen Siedler verkündete. Auf mehreren Erkundigungsreisen, die bis in die entlegensten Winkel Paraguays führten, fanden die Vertreter der Abwanderergruppe endlich im Mai 1937 in der Uferzone des Paraguayflusses bei Rosario einen Landkomplex von 7000 ha. der zur Gründung einer Ansiedlung günstig erschien. Im Juni 1937 wurde dieses Land von den Besitzern Wilhelm und Arthur Strauch in Montevideo zum Preise von 10 Pesos arg. je ha, zahlbar in 7 Jahren, gekauft. Die Führer der Abwanderergruppe waren die Siedler Johann Funk und Isaak Federau. Auf einer Sitzung der Abwanderergruppe in Fernheim wurde beschlossen, der Kolonie zur Erinnerung an die Urheimat der Väter den Namen Friesland zu geben. Im August 1937 verließen dann 135 Familien bestehend aus 754 Personen mit ihrem ganzen Hab und Gut den Chaco. Sie wurden auf 2 Schiffen von Puerto Ca-

sado bis Puerto Rosario gebracht, und von hier ging es dann etwa 500 km. landeinwärts zum neuen Ansiedlungsplatz. Im Laufe des Septembers wurden dann auf dem Gebiet der Kolonie Friesland 9 Dörfer mit 146 Hofstellen angelegt. Die Dörfer erhielten folgende Namen: Cornisheim, Großweide, Zentral, Grünfeld, Rückenau, Landskrone, Waldheim, Rosenberg und Blumenau.

Der organisatorische Aufbau der Kolonie Friesland gleicht dem der Kolonie Fernheim im Chaco. An der Spitze der bürgerlichen Verwaltung steht ein von der Kolonieversammlung gewählter Oberschulze, dem die Schulzen in den Dörfern unterstellt sind. In dem Siedler Heinrich Rempel erhielt die Kolonie gleich einen energischen und zielbewußten Leiter. Er leitete die Kolonie mit sicherer Hand durch die Anfangsschwierigkeiten hindurch. Seiner Initiative war es auch zuzuschreiben, daß sich die Siedler auf dem Gebiet des Schulwesens zu zwei großen Schulgemeinden zusammenschlossen, um durch eine Zusammenziehung der Kinder aus mehreren Ortschaften die Unterhaltungskosten zu verringern. Durch den mehrklassigen Aufbau der Volksschulen hoffte man auch größere Leistungen im Unterricht zu erzielen. Auch in dieser Ansiedlung sorgten die Siedler gleich vom ersten Jahre an für einen geregelten Unterricht. Der Bau der notwendigen Schulgebäude wurde schon in den ersten Monaten in Angriff genommen, so daß bereits im Juli 1938 die beiden Schulen in Großweide und Zentral eingeweiht werden konnten. So erhalten auch hier die Kinder wieder einen geordneten Unterricht in der Muttersprache und in der christlichen Religion. Es besteht für alle Kinder sechsjährige Schulpflicht. Leider verlor die Kolonie Friesland schon im März 1940 ihren tüchtigen Oberschulzen Heinrich Rempel durch den Tod. Sein Nachfolger wurde der Siedler Kornelius Kröker. Unter seiner Leitung hat die Kolonie versucht, den wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau der Ansiedlung fortzuführen. Die Auswirkungen des Krieges haben die Siedler aber vor immer neue Schwierigkeiten gestellt. Um die wirtschaftlichen Kräfte mehr zusammenzufassen und die Absatzfrage einheitlich zu regeln, wurde 1941 auch hier eine Genossenschaft ins Leben gerufen. 1942 richtete Friesland auch eine zweiklassige Fortbildungsschule ein, so daß die begabten Kinder nun auch eine Weiterbildungsmöglichkeit erhalten haben. Insgesamt werden jetzt die Friesländer Schulen von rund 200 Kindern besucht, die von 5 Lehrern unterrichtet werden. Bei einer Personenzahl von rund 900 ist das eine sehr hohe Schülerzahl. Das ist ein Beweis dafür, daß diese Mennoniten noch immer sehr kinderreiche Familien aufzuweisen haben. Die Geburtenzahlen betrugen in den letzten Jahren immer mehr als 50 auf 1000 Bewohner.

Das Gemeindeleben läuft in Friesland in gewohnten Bahnen. Die Gottesdienste werden alle in den Schulen abgehalten, da es noch keine Kirchen gibt. Von den drei Gemeinderichtungen, die in Fernheim vertreten sind, gibt es in Friesland nur zwei, und zwar die Mennonitengemeinde, auch Kirchengemeinde genannt, und die Mennoniten-Brüdergemeinde. Leiter der ersten ist Prediger Abram Penner, und Leiter der Brüdergemeinde ist Prediger und Lehrer Kornelius Voth. Die sonntäglichen Gottesdienste werden gemeinsam abgehalten, wobei die Prediger beider Gemeinden abwechselnd das Wort verkündigen. Nur am ersten Sonntag im Monat finden getrennte Gottesdienste statt. Im Anschluß daran werden gewöhnlich Gemeindefragen besprochen.

Das wirtschaftliche Leben machte in den ersten beiden Jahren gute Fortschritte. Es zeigte sich aber bald, daß die landesüblichen Früchte nicht gut abzusetzen waren. In den letzten Jahren sind nun auch diese Siedler stärker zum Baumwollenbau übergegangen. Versuche mit Gemüsebau haben fehlgeschlagen. Da die Erzeugnisse des Ackers nicht genügend Einnahmen geben, müssen viele Siedler durch Fuhrwerken zum Hafen Nebenverdienste suchen. Nach Abzahlung der Landschulden dürfte die Lage leichter werden. Es hat sich gezeigt, daß auch in Ostparaguay genügend Schattenseiten vorhanden sind. Die so hoffnungsvoll begonnene Abwanderung scheint heute vielen nicht mehr gerechtfertigt. Durch Fleiß und Ausdauer kann sich der mennonitische Siedler aber auch in Ostparaguay eine Existenzgrundlage schaffen. Die Landesbewohner staunen immer wieder über das, was die Mennoniten hier in einigen Jahren zuwege gebracht haben. Die Leistungen der Mennoniten in Friesland reihen sich würdig an die bisherigen Leistungen unserer Gemeinschaft in aller Welt. Sie haben auch hier bewiesen, daß sie werteschaffende Menschen sind.

Eine Arkadak-Reise im Jahre 1911.

Von Frau M. Siemens-Winkler.

Die Heimat ist, wo man dich gerne
Erscheinen, ungern wandern sieht.
Sie ist's, ob auch in weiter Ferne,
Die Mutter sang dein Wiegenlied.

Es soll dieses keine Beschreibung der Ansiedlung sein, sondern es sollen Bilder geschildert werden, wie sie ein Mädchen von zwanzig Jahren auf der Reise sieht, Begebenheiten nacherzählt, die sich vor dreissig Jahren zugetragen haben.

Manche Leser werden, nachdem sie das Jahrbuch durchgeblättert, diese Plauderei am ersten lesen, weil Arkadak einst ihre Heimat war, die neue Heimat, weit von der alten Kolonie Chortitza entfernt, im Saratowschen Gouvernement gelegen.

Der Name „Arkadak" war uns schon bekannt; denn viele Junge Paare aus unserem Dorfe, Bekannte und Freunde aus anderen Dörfern waren schon im Jahre 1910 dorthin übergesiedelt. Auch unsere Nachbarn, die Familie Peter Vogt, waren dorthin gezogen.

Es war bei uns Mennoniten noch so, wie zu Jakobs und Esaus Zeiten. Das Erstgeburtsrecht kam in manchen Familien noch zur Geltung. Wenn der ältesten Tochter das Kleid zu kurz geworden oder der Überrock zu enge, dann musste das jüngere Schwesterchen diese Sachen nachtragen. Und so war es auch bei den Jungens. Da erforderte es manchmal Mutters ganze Überredungskunst, die Jüngeren davon zu überzeugen, dass es so gut und auch notwendig sei. Das Mädel oder auch Bübchen war dann wohl nicht so ganz mit seinem Los zufrieden, aber Mutter gewann schliesslich doch die Oberhand, und alles löste sich in Wohlgefallen auf.

Wie froh war ich, als mein Vater eines Tages am Mittagstische erklärte, ich, als älteste Tochter, dürfe ihn auf seiner Reise nach

Arkadak begleiten. Eine so weite Reise! Fast 1000 Werst! Das war ein Erleben für ein Mädchen aus dem Dorfe.

Es wurde zur Reise gerüstet. Wir wollten nur wenige Tage dort sein, aber allein die Fahrt würde fast vier Tage dauern. Decke und Kissen werden eingeschnürt. Auf dem Bezuge prangt, „Glückliche Reise!" Ein Koffer ist vollgepackt und wir sind reisefertig.

Papas Freund, Herr Cornelius Wiebe, machte mich auf die Sehenswürdigkeiten in Charkow, wo wir sechs Stunden Zeit hätten, aufmerksam. Er betonte besonders, nicht zu vergessen, uns die „Passage" anzusehen, „und," fügte er hinzu, „wenn ihr diese Reise schon macht, so nehmt den Rückweg über Moskau." — Das wollte ich mir merken, und wenn nur erst auf der Reise, wollte ich den passenden Moment nicht versäumen, Vater darum zu bitten.

Wir reisten nicht allein. Unsere liebe Nachbarin, Frau G. Rempel, die Mutter des Professors David G. Rempel, U.S.A., war mit uns. Sie brachte ihr Grosstöchterchen, Michi, welches sie längere Zeit zur Pflege im Süden gehabt, zurück zu den Eltern. Es hatte sich gut erholt und war stark geworden. Frau Rempel hatte viel gelesen, fand Freude an Naturschönheiten und liebte Humor. Sie machte mich auf allerlei aufmerksam und wir konnten uns, wie zu Hause, in unserer Muttersprache unterhalten.

In Alexandrowsk bestiegen wir den Zug. Wie voll und enge war's darin! Wir sassen steil und hielten unsere Sachen im Auge, um nichts zu verlieren.

Eine Dame kommt herein, hält Umschau, gewahrt eine leere Bank — die wird ganz in Beschlag genommen. Die war schon erfahrener im Reisen als wir. Nachdem sie ihre Sachen untergebracht, streckt sie gemütlich ihre Glieder. Ein russischer Bauer geht den Waggon entlang, späht nach einem Sitzplatz. Es scheint keiner da zu sein. Dann tritt er in unser Abteil, schiebt die Füsse unserer Dame zur Seite und setzt sich auf den so gewonnenen Platz. Dabei murmelt er: „Diese Intelligenz ist schlimmer als das gemeine Volk."

„Diese Nacht werden wir nicht schlafen," sagt Frau Rempel, „es ist zu unbequem." — „Schlafen?" ist meine Frage, „will ich auch gar nicht. Es ist viel zu interessant, so viel Abwechslung und im Sitzen kann ich auch nicht schlafen. Eine Nacht wird's auch ohne Schlaf gehen." — „Onvesocht sprakjt unbedocht." So ging es auch mir, denn es kam anders. Eine Station nach der andern gleitet vorbei und immer weiter rollt der Zug. Es fängt an dunkel zu werden. Die kleine Michi wird zur Ruh gebracht. Wir andern halten noch Ausschau bald nach dieser, bald nach jener Seite. Die Stationsgebäude sind nicht mehr gut zu unterscheiden, ihre Umrisse werden immer undeutlicher und schliesslich huschen nur Lichter vorbei. Ab und zu hält der Zug, man hört Hammerschläge an den Rädern, die Glocke läutet, ein schriller Pfiff — und wieder rasselt der Zug weiter. Immer weiter dem Norden zu.

Im Zug ist es still geworden. Halbdunkel herrscht. Es ist nach 12 Uhr und man hört hier und da schon schnarchen. — Auch mein

Kopf sinkt auf die Seite — also doch — es währt nicht lange und ich bin ins Land der Träume versetzt. — Glückliche Reise!

Schon früh am Morgen beginnt es sich im Zuge zu regen und bald wird es lebendig. Mit Kesselchen holt man kochendes Wasser, um sich Kaffee oder Tee zum Frühstück zu bereiten. Russische Frauen und Mädchen stehen auf den Stationen, in dunkelgebrannten Töpfchen aufgekochte Milch mit dem zähen gelblichen Häutchen darauf feilbietend. Schön knusperig gebratene Hähne hält man an den Füssen hoch, um uns den Mund wässerig zu machen. „Nein, solchen Braten möchte ich nicht essen, wir warten schon lieber, bis wir zu Hause sind," bemerkte ich.

Wie hübsch wird jetzt die Landschaft. Tannenwälder! Tannenwälder, „Im grünen Wald!" möchte man singen.

„Schau' mal," ruft Tante, „welch wunderhübsches Bild!" Ich wende mich dem Fenster zu: Wahrhaftig, wie hervorgezaubert, kommt dort auf dem Waldwege eine richtige russische Troika daher. Der Kutscher, in dem kleidsamen Kutschermantel mit den blanken Knöpfen daran und der roten Schärpe um den Leib, hält die farbige Leine straff, um die prächtigen drei Schimmel nicht aus dem Schritt fallen zu lassen. Ein Bild, daran wir uns noch recht oft erinnert.

Die grossen Knotenstationen Sinieljnikowo und Losowaja liegen hinter uns, wir nähern uns der uns fremden Stadt

Charkow.

Hier hatten wir sechs Stunden auf unseren Zug zu warten und somit Zeit, uns die Stadt etwas anzusehen. Vater und ich fuhren hinaus und suchten uns die Passage auf. O mei! was bot sich hier nicht alles unsern Augen dar! Mehr als das Herz begehrte. Pracht, Reichtum, eine Auswahl in Fülle! Eine Abteilung nach der andern gingen wir unter dem Glasdache entlang. Alles war mir neu. Doch vieles gefiel mir schon und mancherlei hätte ich gerne gehabt. Da waren die schönen bräunlichen Pelzmützchen und feinen braunen Schuhe, wie würde das so hübsch zu meinem braunen Mantel passen! Aber — o weh — der Preis war zu hoch.

Wie gut jedoch war Vater. Er war nicht abgeneigt, mir die Sachen zu kaufen, doch erst auf der Rückreise, erklärte er mir, um nicht zu viel Gepäck mitzuführen. Aber ich wollte doch Moskau sehen! Hier war also der Moment, meine Bitte vorzubringe. Schüchtern wagte ich es. Da kam ich aber schön an! „Nein, nein," wehrte Vater entschieden ab, „diese Reise ist weit genug auf einmal, und" fügte er begütigend hinzu, „da kannst du mal hinreisen, wenn du erst auf eigenen Füssen stehst." — Wann würde das sein! Ade, Moskau, nie werde ich dich zu sehen bekommen, — war mein Gedanke.

Und doch — schon nach 16 Jahren stand ich allein, selbständig in Moskau. Was bargen diese Jahre alles in sich! Krieg, Revolution, Auswanderung . . . An jeder Hand ein Bübchen, so wandelte ich in Moskau durch die Passage. Wie grossartig muss das einmal ausgesehen haben! Und jetzt? Ach, Mütterchen Russland hatte schwere Zeiten durchlebt. Not, Tod und Elend hatten Einzug gehalten. Es

herrschten hier nicht Glanz und Herrlichkeit — aus allen Ecken starrte einen die Dürftigkeit an. Welch ein Kontrast zu dem Bilde damals in Charkow! Auch meine Einstellung war eine andere, kein Verlangen stieg in mir auf, hier etwas zu kaufen. Wir sahen uns an, was da noch zu sehen war und gingen davon, ohne einen besonderen Eindruck mitzunehmen.

Charkow liegt hinter uns und es geht wieder immer weiter, dem fernen Ziele zu. Obwohl wir wussten, wie lange die Fahrt dauern würde, wir wurden doch ungeduldig. — Wie gross ist doch unser Russland! Ach wie lange dauert doch unsere Fahrt! — Das ist unser Gespräch. Man sollte die Zeit viel nützlicher verbringen, Umschau halten, Bekanntschaften anknüpfen, damit man vom Fahren etwas hat. Man tut's aber nicht. Und so ist auch mir eine lange Strecke eindruckslos geblieben. Man schaut ohne Interesse hinaus, immer dieselben Bilder, denkt man: Wälder, Stationen, Brücken, ein- und aussteigende Reisende, Esswaren feil haltende Frauen . . . Es wird wieder Nacht. Man schläft sich gut aus, den letzten Teil der Reise war der Zug viel leerer.

Wir nähern uns der Station Balaschowo. Es heisst, von hier aus könne man in der Ferne schon die Ansiedlung sehen. Wir stehen am Fenster und spähen in die Weite. Plötzlich rufe ich: „Ja, hier ist sie, ich sehe die grossen deutschen Scheunen." Die sah man in den russischen Dörfern nicht. In unseren Ansiedlungen aber waren sie von grosser Bedeutung: denn neben ihrem eigentlichen Zweck dienten sie oft auch als Festsaal, in dem so manch ein „Gastgebot" abgehalten wurde, sei es ein frohes Hochzeitsfest oder eine traurige Begräbnisfeier. Auch auf Arkadak war es so, und daran wurde ich vor einigen Jahren hier in Canada nochmals erinnert, als wir (1941) in Osterwick bei Isaak Pauls auf Besuch waren. Auch andere Gäste waren noch da, darunter Jakob Enns und Frau. Ich wurde inne, dass beide Frauen aus Arkadak gekommen waren. Als ich erwähnte, dass auch ich die Ansiedlung einst besuchte, wird die Unterhaltung lebhafter. „O," sagt Frau Enns, „wir waren das erste Brautpaar von den Kindern der Ansiedlung, das dort Hochzeit feierte. Prediger Gerhard Löwen wurde geholt und der vollzog die Trauhandlung an uns." — „Und wir", sagt Frau Pauls langsam, „mussten dort als erste ein Kindlein zu Grabe tragen." —

Hier auf Balaschowo assen wir noch wunderschön duftenden „roten" Borschtsch zu Mittag, der von Papa und mir zu Hause noch oft erwähnt wurde. Noch einmal setzte sich der Zug in Bewegung und bald darauf liefen wir in die Station Arkadak ein.

Ob uns jemand erwartet? Frau Rempel begrüsst in Freude und Eifer recht herzlich ihren Schwiegersohn, um dann gewahr zu werden, dass er dessen Zwillingsbruder ist. Da gab es was zum Freuen. Der also Begrüsste nahm uns dafür alle mit. Wir stiegen bei unseren früheren Nachbarn, Peter Vogts, ab, die anderen fuhren nach N. 5, wo sie zu Hause waren.

Wir waren nun auf der neuen Ansiedlung. Es sah hier wirklich neu und nicht ganz fertig aus und so war es auch. Nicht viele hatten

ein Wohnhaus. Manche wohnten im Sommerhäuschen, oder richtiger — Küche, andere hatten sich ein Ende des neuen Stalls als Wohnung eingerichtet. Aber es hat nur etliche Jahre gedauert, dann soll es dort schon ganz anders ausgesehen haben. Die Ernten waren aussergewöhnlich gut und bald entstanden stattliche Wohnhäuser.

Der Anfang war hier wohl nicht so schwer, wie auf manch einer andern Ansiedlung. Und doch . . . Wir hatten zu Mittag gegessen, und ich blieb mit Frau Vogt allein im Zimmer zurück. Habe in meinem Leben keine so stille Frau gekannt, wie sie es war. Jetzt fängt sie an zu erzählen, und zwar spricht sie zu mir als zu einer Freundin. Sie erzählt von den neuen Verhältnissen, von dem Schweren, was das Ansiedeln mit sich bringt. Ein Satz bleibt mir im Gedächtnis fest: „Ansiedeln wünsche ich meinem grössten Feinde nicht." Das sagt viel. „Es ist hier in der Nähe auch ein Flüsschen. Die Kinder nennen es „Nippa" (Dnjepr), aber es heisst anders," berichtet sie weiter. —

Wir hatten nicht viel Zeit und so ging es weiter. Es waren dort sieben Dörfer. Fünf davon bekamen wir zu sehen. Nach No. 5 ging es über einen gepflasterten holperigen Weg. Warum wohl gepflastert? Man sagte, diese Niederung sei im Frühling unter Wasser, einigemal recht tief. Die Umgebung sah hier nicht eintönig aus. Es war da auf einer Schanze ein Wäldchen angepflanzt. Die Bäumchen sahen wie Tannen aus, es waren wohl Lärchen. Hier wohnte auch unser Dichter, Prediger Löwen, der uns auch heute noch durch seine Gedichte erfreut. Folgende Zeilen sind aus seinem Gedicht „Abschied von Arkadak:"

Wie lieb ich deines Waldes stille Räume,
Das Rauschen deiner dichtbelaubten Bäume,
Das Wasserrieseln in dem Tale dort!
Nun geh ich fort. Du wirst so weiter rauschen
Und blühn und grünen jedes junge Jahr.
Ich darf nie mehr auf deine Stimme lauschen,
Mir biet'st du deinen Schoss nie wieder dar.

Hier wohnte auch unsere gewesene Nachbarstochter, die ihr Töchterchen wieder zurückerhalten hatte. Wir verlebten da frohe Stunden. Die grosse „Gornitza", ein Ziegelgebäude, sah so wohnhaft aus. Sie wurde später zur Kirche eingerichtet. Wir fuhren weiter. An einem Hof angekommen, sagt Papa: „Hier wohnt unser gewesener Dorfschreiber." Er war einige Jahre beim Dorfschulzen Schreiber gewesen, hatte dann im Dorfe geheiratet und gehörte somit zu uns. Er nimmt uns freundlich in Empfang. Seine Frau nötigt uns herzlich einzutreten. „Nun, geht das Wirtschaften auf dem Lande denn besser?" ist die erste Frage meines Vaters. „Ja, lieber den Pflug als den Federhalter führen," lautet die lakonische Antwort des früheren Schulzenschreibers. Ich musste unwillkürlich den Mann ansehen, ob das wirklich so gemeint sei. Ich hatte immer seine hübsche Handschrift bewundert und glaubte, ihm ginge nichts besser als Schreiben und nun diese Antwort. Er ist dann aber seinem Vorsatze treu geblieben

und führt noch heute, nach 32 Jahren, den Pflug, jetzt aber hier in Canada und ist ein guter Farmer.

Die Tage des Hierweilens sind vorüber und wir wollen heimreisen. Man rät meinem Vater, sich doch auf der Station Arkadak die grosse Branntweinbrennerei anzusehen ehe er abfährt. Viel Kartoffeln liefern die russischen Bauern hierher, um das Getränk zuzubereiten. Man führt uns durch grosse Räume und erklärt die Einrichtung. Mir ist aber schon alles entfallen, nur die Reihe gewaltiger Fässer, wie Häuser so gross, sind mir in Erinnerung geblieben. Von diesem Getränk genoss das russische Volk zu viel und es brachte Armut und Elend in manches Haus.

Heimwärts.

Wir sind auf der Heimreise — allein, denn unsere Reisegefährten blieben noch zurück. Wie ist doch die Einstellung auf einer Rückreise eine so ganz andere. Auf der Hinfahrt fühlt man sich so leicht, lebt in Erwartung, erhofft alles. Jetzt ist man still, in sich gekehrt, befriedigt, verdaut das Genossene.

Der Zug bringt uns dem Süden näher. Es ist als ob das Rattern der Räder, das Pfeifen der Lokomotive, als ob alles ruft: „na Hus, na Hus! — schreibt Ludwig Schneller in einem Reisebericht.

Papa hat mit einem russischen Geschäftsreisenden Bekanntschaft gemacht. Er ist ein Mann in mittleren Jahren, freundlich und diensteifrig. Grade jetzt bringt er das Wasser für uns und hat auch sonst noch etwas in der Hand. Was ist es nur? — Ein gebratenes Huhn. Er breitet einen Papierbogen aus, zerlegt das Huhn. Zerschneidet dann das „Fransoll" und hat auch Butter und feine rote Ikra dazu. Vater wird gebeten zu essen. Ich sitze an der anderen Seite. Jetzt wendet er sich mir zu und nötigt auch mich, am Mahl teilzunehmen. Ich zögere noch etwas, denke an meine verächtliche Bemerkung über den Hühnerbraten auf der Hinreise. „Nicht genieren, auf der Reise muss man es nehmen, wie es geht," bittet der Mann. — Der Braten, das frische Gebäck, die Ikra — alles schmeckte sehr gut.

Dann sind wir in Charkow. Jetzt wissen wir gleich wohin. Papa kauft für mich die gewünschten Sachen in der Passage. O, wie froh und dankbar war ich dafür!

Weiter geht es und wir sind dann auf Losowaja. Längere Zeit steht uns hier zur Verfügung, und so begeben wir uns in den grossen Speisesaal, um etwas zu essen. Wie hübsch sieht es hier aus — die weissgedecckten Tische mit den Palmen darauf, das schöne Geschirr! — Wir nehmen an einem der Tische Platz. Ich sitze so, dass ich die Eingangstür beobachten kann. Es ist ein ununterbrochenes Ein- und Ausgehen. Wir sind nicht allein von den Unsern auf Reisen. Uns gegenüber sitzen ein Student und ein Fräulein. Sie sehen mir deutsch aus, sprechen aber russisch, doch, wie es sich dann herausstellte, waren sie tatsächlich Deutche. Etwas weiter sitzt ein bekanntes junges Ehepaar, es ist der Fabrikbesitzer H. R. aus Osterwick mit seiner hübschen jungen Frau, unserer früheren Nachbarin über der Strasse. Sie winkt uns freundlich zu.

Ein Mann tritt durch die Tür. Er ist nicht gross von Wuchs, was aber an ihm auffällt, ist die Uniform mit vielen blanken Knöpfen und glänzenden Schnüren. Auf dem Kopfe hat er einen Hut, mit dem er stark an Napoleon erinnert. Einen Moment zögert er am Eingang und hält Umschau — jetzt hat er jemand entdeckt und — kommt stracks auf uns zu, begrüsst Vater mit einem Händedruck und spricht dabei — Plattdeutsch. — Es war Ohm Jan Friesen.

„Perwyj Swonok!" ruft plötzlich eine laute Stimme in den Wartesaal hinein. Niemand schenkt ihr Beachtung. Aber beim zweiten und bald darauf folgenden dritten Ruf wusste jeder, was er zu tun hatte. Ohm Friesen fährt dieselbe Strecke wie wir, auch bis Alexandrowsk. Die Zeit verging, es wurde viel erzählt. In Alexandrowsk, jetzt Saporoshje, mietet Vater einen Iswoschtschik. Klapp-klapp-klapp trommeln die Hufeisen der Pferde auf das harte und humpelige Strassenpflaster, und bald haben wir die Pristanj am Dnjepr erreicht, wo die Kähne, wie gerufen, auf uns warten. Langsam gleiten wir stromabwärts und landen am Heimatshafen.

Es war schön gewesen und es bleibt dabei: Wenn jemand eine Reise tut, der kann auch was erzählen.

„Gemildert zeigt Erinnerung das Leben,
Und zitternd schreibt der Sonnenstrahl
Ins dürre Laub: Es war einmal."

Die Belletristik
der Canadischen Rußlanddeutschen Mennoniten

(Unverbindliche Plauderei von J. H. Janzen-Waterloo)

Es scheint, als sei das Mennonitentum niemals guter Boden für Belletristik gewesen. Schon im 17. Jahrhundert sah sich der hervorragendste Schriftsteller Hollands, Joost van den Vondel, genötigt, dem Mennonitentum zu entsagen (1645), damit durch dasselbe die in ihm ruhenden Kräfte nicht in ihrer Entfaltung behindert würden. Mir scheint, sein Uebertritt zur katholischen Kirche war nicht, wie manche wohl denken mögen, nur in seiner Gottlosigkeit oder in seiner Treulosigkeit der Gemeinschaft gegenüber begründet, in der er geboren war.

Wenn aber im Mennonitentum die aus ihm selbsthervorgegangene Belletristik nicht Unterstützung und gar wenig Eingang fand, so bedeutet das nicht, daß die Mennoniten der Belletristik überhaupt abhold waren. Man h a t t e gern g u t e Bücher. Man kaufte Mennos Schriften und legte sie zum Verstauben aufs „Eckbrett". Aber man l a s gern s c h ö n e Geschichten, und in manchen Fällen war das Urteil darüber, was „schön" sei, ein, um nicht zu viel zu sagen, recht absonderliches. Katholische Heiligen-Legenden (Genoveva u. a.) sind gern gelesen worden. Ausgaben des Enslin und Laiblinschen Verlages waren häufig in unseren Häusern, als ich noch Kind war. Und die „Indianergeschichten" nach dem Stil von Coopers „Lederstrumpf" wurden mit

wahrem Heißhunger verschlungen, und als wir in Amerika einzogen, waren wir eigentlich mild überrascht, daß uns die „Pioniere" hier nicht von den Marterpfählen eines Indianerlagers aus begrüßten. Solche „schöne Geschichten" las man gern, und wenn einmal etwas Außergewöhnliches unser Alltagsleben in den Mennonitendörfern Rußlands durchbrach, dann sagten wir wohl: „Das ist ja beinahe wie in Geschichten".

Aber das Mennonitentum wurde gewissermaßen als eine „Terra sancta" betrachtet, auf die sich das Gauklertum der Belletristik nicht wagen durfte. Von Mennoniten für Mennoniten in dieser Art Geschriebenes war einfach Sünde. So durfte man doch nicht mit Mennonitischem umspringen.

Als ich dann später nach Kanada kam und einem mennonitischen Bischof hier in meinem gebrochenen Englisch deutlich zu machen versuchte, daß ich ein „Novellist" sei (so stand nämlich in meinem Wörterbuch die Uebersetzung für Schriftsteller, resp. Belletrist), da ging es ganz nahe bei, daß ich den ehrwürdigen Mann kopfstehen sah. Er versuchte mir nun seinerseits deutlich zu machen, daß „Novellist" „Fiction Writers" wären, und Fiction sei Lüge. Ich würde mich doch selbst ihm nicht als professionellen Lügner vorstellen wollen. Ich gestand es mir, sagte es ihm aber nicht mehr laut, daß ich just gerade die Sorte „Lügner" sei, die ihm so einen Schrecken einjagte. Man sieht sich ja gern einmal die Kunststücklein der Gaukler an, aber man wird selbst nicht zum Gaukler, und wird es jemand aus der Familie oder der Gemeinschaft, dann zerschneidet man das Tafeltuch zwischen sich und so einem Sünder.

Vor 50 Jahren hat man wohl auch bei uns in Rußland auf die belletristischen Gaukler als auf eine Art Renegaten geschaut. Und als ich um etwa 1910 mit meinem ersten Buch „Zenian, Denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen" herauskam, und später es sogar wagte, mit meinen lustigen Spielen an die Oeffentlichkeit zu treten, da hat es großen Sturm gegeben, — aber er legte sich wieder. Die Zeit war gekommen, wo sich auch Belletristen a u s unserer Mitte i n unserer Mitte behaupten konnten, wenn sie auch nicht sehr weit vorankamen. Mein Buch wurde in den meisten deutschen Zeitungen Rußlands, Amerikas und auch in Deutschland recht günstig beurteilt, aber es fanden sich in all diesen Ländern nicht genug deutsch lesende Mennoniten, die kleine Auflage zu vergeifen, oder auch nur so viele von den Büchern zu kaufen, daß die Auslagen aus den Einnahmen gedeckt werden konnten.

Noch vor dem Erscheinen meines Buches hatte ich im Kröker'schen „Familienkalender" eine im Tagebuchstil gehaltene Erzählung veröffentlicht, in der ich, ungeschickt wie ich damals noch war, die Charaktere, die mir als Vorlage dienten, nicht genügend verschleiert hatte und sie erkannten sich und wurden grimmig bös auf mich. Ich mußte Abbitte tun, und es war keineswegs leicht, Verzeihung zu erlangen. Ich glaubte sie übrigens in Schutz genommen zu haben, aber sie fühlten sich an den Pranger gestellt, und das Verbrechen, das ich begangen, sah einer Totsünde verzweifelt ähnlich. Später ward ich dann geschickter, und wiewohl sich mitunter jemand „getroffen fühlte", wußte man doch nicht, wohin man mich abbitten schicken sollte, und der schwere Gang ist mir ferner erspart geblieben.

Vor mir noch veröffentlichte **Peter Harder,** „D i e l u t h e r i s c h e C o u s i n e", und die Folge war, daß man ihn, trotzdem er einer unserer besseren Volksschullehrer war, ein Sohn des weithin berühmten Predigers und Dichters Bernhard Harder, fast als einen auswärts Stehenden betrachtete.

Sein Vater, B. Harder, war diesem Schicksal entgangen, da er ausschließlich religiöse Gedichte verfaßte und herausgab, und seine Gedicht- und Liederbände wurden nicht nur gekauft und zum Verstauben neben den Märtyrerspiegel und Mennos „Fundamente“ aufs Eckbrett gelegt, sondern bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten ausgiebigst gebraucht. Als aber Peter Harder als Mennonit den Mennoniten etwas zu sagen versuchte, da war's um ihn geschehen. Er hat sich übrigens nicht ducken lassen und gab später seine „Losen Blätter“ heraus, die sich schon einer wohlwollenden Aufnahme erfreuen durften, wiewohl sie dem Verfasser auch manche Nackenschläge von solchen einbrachten, die sich irgendwie getroffen fühlten.

Ich bin mir dessen sehr wohl bewußt, daß ich kein Genie bin und nur ein sehr bescheidenes Talent habe, aber ich glaube, Peter Harder und ich, wir haben das Eis gebrochen, und nun schossen die Belletristen bei uns fast wie die Pilze aus der Erde hervor. Ein lustiges Schreiben und Erzählen von Mennoniten und aus dem Mennonitenleben heraus begann, und es sind uns Belletristen erstanden, denen die Genialität nicht abgesprochen werden kann.

Der schon erwähnte **Bernhard Harder** war unser erster bedeutender Dichter. Seine Lieder und Gedichte atmeten nicht eine gelehrte, sondern eine lebenswarme Herzensfrömmigkeit, aus der die Freude leuchtete, und manche davon hatten und haben das Zeug, rechte Volkslieder zu werden, wenn nur unser Volk sich auf sich selbst besinnen wollte und nicht immer glaubte, nur die importierte Ware sei etwas wert.

Mein Vater, **Heinrich J. Janzen,** hat gedichtet und in einem Manuskript gesammelt, was er „Erzeugnisse schlafloser Nächte“ nannte. Diese Gedichte sind nie als Band herausgegeben worden. Einige davon erschienen in unseren Zeitungen und in H. Dirks „Jahrbüchern“. Vaters Gedichte waren nicht ganz so elastisch wie die Harderschen. Einige von seinen Liedern wurden in unser Gesangbuch aufgenommen, aber ich fürchte, rechte Volkslieder werden sie doch nicht werden. Sie sind von besonderer Gedankentiefe, aber es fehlt ihnen, wie oben gesagt, die Elastizität.

Unter den jetzt noch lebenden Dichtern unserer Gemeinschaft stehen mir an erster Stelle **Martin Fast** von Murrawjewka im Samarischen Gouvernement, Rußland, und Gerhard Löwen, Stuartburn, Manitoba, Kanada. Leider besitze ich nicht ein einziges Werk unserer Dichter und Schriftsteller, nicht einmal die meines Vaters, — ja nicht einmal mehr mein eigenes Buch „Denn meine Augen . . .“ Ich bin also in diesen Plaudereien ganz von meinem Gedächtnis abhängig, und mein Gedächtnis ist nicht von den besten.

Ich kenne Martin Fast nur als Dichter. Vor vielen Jahren hatten M. Fast, G. Löwen und ich einmal so eine Art „Hainbund“, doch konnten wir uns leider nicht bei Mondenschein bei den Händen fassen und um den Eichbaum tanzen, denn es lagen Tausende von Meilen zwischen den einzelnen Mitgliedern dieses Dichterbundes. Aber wir einigten uns auf ein Thema und verarbeiteten es in gebundener Form, sandten uns in Kettenbriefen die Gedichte zu, beurteilten sie und wogen sie gegeneinander ab. Das war eine wunderschöne Zeit. Sie liegt weit hinter uns, und das rauhe Leben hat jenen Bund längst gesprengt. Ob Fast noch am Leben ist, wissen wir nicht, und obwohl Löwen und ich in demselben Lande wohnen, ist das Verkehren doch so schwierig geworden, daß es einfach aufgehört hat.

Aus jener Zeit steht mir der Dichter M. Fast als derjenige vor, der

tiefen Inhalt leicht in vollendeter Form bringen konnte, ohne daß diese Form steif wurde. Soviel ich weiß, sind seine Gedichte nie veröffentlicht worden, und doch ist er einer der ersten unseres Volkes.

Gerhard Löwen gab als sein erstes Werk, wenn ich nicht irre, die „Feldblumen" heraus. Ich glaube von uns dreien war er der am meisten naturverbundene. Er wohnte in dem romantischen, sagenumwobenen Dnjeprtal, in der Nähe der Insel Chortitza, wo in alter Zeit die saporoshschen Kosaken ihr Lager (Sietsch) hatten. Durch dieses Tal bin auch ich einmal mit ihm gewandert, und er wußte es mir beizubringen, daß ein richtiges Gedicht schon ein Lied sei, ehe es noch in Melodie gesetzt werde. Und die Gedichte wurden Melodie, wenn er sie vortrug. Seine eigenen Gedichte atmen alle eine herzerquickende, naturverbundene Fröhlichkeit. Er war von uns dreien jedenfalls der beste Kenner der Theorie der Dichtkunst, aber es hat ihm nicht geschadet. Wo nötig übersprang der Geist jeden Zaun und ergoß sich frei und beweglich, wie das Frühlingswasser des Dnjepr in den Tälern von Chortitz und Einlage. Heute erscheinen ab und zu Gedichte von ihm im Boten, die stets wieder durch ihre ungezwungene Natürlichkeit gewinnen.

Der jüngst in Beamsville, Ontario, verstorbene **G. A. Peters**, hat mancherlei gedichtet, das seinen Platz behaupten wird, wenn er im ganzen auch etwas zu stark Gelehrtenpoesie trieb, was seinen Gedichten eine gewisse Steifheit gab, über die sich nicht ein jeder leicht wird hinwegsetzen können. Es ist nicht leicht, aus seinen gesammelten Werken die Perlen herauszufinden, aber wir sollten unbedingt jemand haben, der das Wertvolle vom Gelehrten scheidet und uns aus G. A. Peters Gedichten und Prosastücken das gibt, was zum Herzen spricht, und dessen ist viel, besonders auch in seinen Gedichten. So wie wir sie jetzt haben, nimmt sich nicht leicht jemand die Mühe, alles durchzuarbeiten und das Wertvolle für sich auszusuchen, das erquickt und stärkt. Wie G. A. Peters Werke jetzt vorliegen, sind sie Kandidaten für den Platz neben dem Märtyrerspiegel, — sehr gut, aber nicht alle „schön".

Dem vorigen ähnlich ist Lehrer **G. H. Peters**, Gretna, Manitoba, Kanada, nur viel näher am Leben. In seiner Art ist er seinem Namensvetter nicht ganz unähnlich, aber sein täglicher Umgang mit jungen Menschen hat ihn vor dem Versinken ins Doktrinäre bewahrt. Seine Gedichte lesen sich leicht und gehen einem auch leicht ein, hinterlassen jedoch bleibenden Eindruck. Ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, wann Peters seine eigenen Schriften sichtet und uns einen Band „Ausgewählter Gedichte" vorlegt, die uns dann sicher allen ein werter Schatz in unserer Bibliothek sein werden.

Aeltester **Johann P. Klassen**, Winnipeg, Manitoba, Kanada, — ist der gefährlichste Gelegenheitsdichter, den je die Sonne beschienen. Sowas gibt es nicht, und sowas kann auch gar nicht passieren, worauf er nicht schon ein Gedicht fertig hätte oder sofort eins verfaßte. Er dichtet meistens nach schon vorhandenen Melodien, und so sind seine Gedichte in dem Augenblick, wo sie das Licht der Welt erblicken, auch schon Lieder. Und geschieht etwas, so „zückt" er auch schon seinen handschriftlichen Taschenliederband, gibt die Melodie an, und wir singen.

Meines Erachtens ist er der produktivste unserer Dichter, und ich glaube, er ist unter uns allen am meisten er selbst. Was er singt, das kommt ihm an allen Vorbildern vorbei direkt vom Herzen weg. Klassens starke Seite ist sein immervolles Herz, das unaufhörlich hergibt, trotzdem der Dichter wohl

Grund hätte, bitter zu werden, weil ein lästiges Ekzem ihn immerfort quält. Diese Qualen haben sein frohes Herz aber nicht niederzwingen können, und er, von dem man denken sollte, er sei selbst des Trostes bedürftig, ist als Prediger und als Dichter schon manchem zum starken Trost geworden. Eine unversiegbare und unüberwindliche Heiterkeit spricht aus allen seinen Gedichten, auch wo sie ganz ernst werden. Gott ist ihm derjenige, zu dem er, Klassen, und alle seine Mitmenschen in ihrer Sprache reden dürfen, und der ihnen auch so antwortet, daß sie es verstehen können. Fast zu realistisch muten seine Gedichte mitunter an, aber wer sie aufnimmt, kann sie auch genießen und sich ihrer freuen. Er wird den Dichter lieb gewinnen, und sein Herz wird durch die Dichtung erleichtert und erhoben werden.

Peter J. Klassen, Superb, Sask., Box 75, Kanada, — ein kranken Mann, der seinen Kampf mit der gemeinen Not zu führen hat, daß sie ihn nicht übermöge, hat besonders mit seinen Uebersetzungen Krylowscher Fabeln aus dem Russischen ins Plattdeutsche Glück gehabt, doch ist er schon mehr Erzähler als Dichter. Bei den vorhergehenden war es umgekehrt. Sie alle haben auch erzählt, waren aber als Dichter weitaus mehr von Bedeutung denn als Erzähler. Peter J. Klassen hat mit seinen Prosawerken mehr Erfolg gehabt als mit seinen Gedichten. Er ist wohl derjenige, der in der deutschen Literatur am weitesten bekannt geworden ist und sogar Honorar für seine Arbeiten bekommen hat, wessen wir anderen uns nicht rühmen können.

Peter J. Klassen ist ein guter Erzähler und schreibt entschieden das, was von unserer Jugend als „schöne Geschichten" angesprochen werden wird. Zwischen Klassens schönen Geschichten und denen, die ich im Anfang erwähnte, besteht jedoch der Unterschied, daß diese nicht nur etwas erzählen, sondern auch etwas zu sagen haben, und gerade diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß auch Klassen nicht ohne die bewußten Nackenschläge abgekommen ist, und es ist wohl seinem gesunden Herzen im kranken Körper hoch anzurechnen, daß er sich noch nicht in den Schmollwinkel zurückgezogen hat. Versucht ist er durch unsere mennonitische „Zuvorkommenheit" schon mitunter dazu worden.

Ganz groß als Dichter und Erzähler ist **Fritz Sen** (Gerhard Joh. Friesen, Waterloo, Ontario, Kanada) und es ist nicht ganz unmöglich, daß die Nachwelt in ihrer Geschichte von uns allen nur ihn nennen wird. Was er dichtet, ist großartig nach Inhalt und Aufbau, für den gewöhnlichen Sterblichen fast zu großartig, so daß nicht jeder mitkann. Aber sein Arbeiten ist wirklich bedeutungsvoll und bleibt doch nicht ausschließlich auf das Mennonitentum angewiesen, wenn er auch als Mennonit für Mennoniten aus dem mennonitischen Leben heraus schreibt. Ihm steht das völkisch Mennonitische entschieden über dem konfessionell Mennonitischen, wenn man sich so ausdrücken darf. So das Leben sehend, schreibt er Gedichte und Erzählendes, das nicht nur in der Enge einer Konfession und ihres Bekenntnisses, sondern überall da verstanden und gewürdigt werden wird, wo Volk völkisch denkt und empfindet.

Der russische Komponist Glienka steht dem anderen, Tschaikowsky, vielleicht in wenigem nach, aber weil seine Musik viel mehr national bestimmt und gebunden ist, wird sie der Tschaikowskys an Weltbedeutung immer nachstehen.

Fritz Sen ist der Tschaikowsky unter den mennonitischen Dichtern und

Romanschriftstellern und steht auf einer Plattform, von der aus er eher als irgend einer von uns zur Welt sprechen kann.

Doch auch Fritz Sen ist wie Peter Klassen durch bittere Armut dauernd in Schach gehalten. Die Pfade, die er geht, sind bestimmt schwere Dornenpfade. Wieweit er noch zu uns gehört, ist schwer zu sagen. Er geht aus dem menonitischen Bauerntum Süd-Rußlands hervor, hat sich seinerzeit taufen lassen und ist auch der Halbstädter Gemeinde als Glied zugehörig gewesen. Hier in Kanada hat er sich meines Wissens noch nirgends angeschlossen, — vielleicht weil er denkt, er könne als armer Mann doch nicht recht im Gemeindebau mitwirken. Und obwohl mein Eindruck von ihm der war, daß er tief religiös ist, mag ihm unsere Gemeinschaft doch zuletzt zu eng und zu spießbürgerlich erscheinen, als daß er sich ihr ganz hingeben und sich dabei wohl fühlen könnte.

Ach, wann werden wir doch einmal erkennen, daß Menschen, die Großes zu leisten berufen sind, doch auch die Freiheit und die Möglichkeit zur Leistung haben müssen? — Daß Gott sich unser erbarm!

Und nun **Gerhard Toews** (Georg de Brecht), einer der Jüngeren, aber ein Ganzer. Ich glaube und hoffe, daß seine beiden Romane „Die Heimat in Flammen" und „Die Heimat in Trümmern" bei den Mennoniten die Aufnahme finden, die sie verdienen, und sich über die Grenzen des Mennonitentums hinaus empfehlen und behaupten können. Toews behandelt das Thema „Selbstschutz" einmal mit einer Freimütigkeit, die ihm ja wohl auch nicht nur Freunde unter uns machen wird. Aber er scheut sich nicht, der Frage ganz direkt in die Augen zu sehen. Seine Romane sind beseelte Handlungen. Immer eilt er weiter, immer hält er uns in Spannung. In oft verblüffender Aufeinanderfolge stehen die Ereignisse vor uns auf, wie sie damals waren, und es scheint, als fehle ihnen die psychologische Begründung und der ursächliche Zusammenhang. Aber es scheint nur so. Toews sieht nicht nur das Gewühl von Menschenfleisch in der großen Menschenschlächterei der Revolution und des Bürgerkrieges, sondern auch die Seele, die beim rauhen Anpacken dessen, was damals Leben hieß, erzitterte und oft in sich selbst zusammenbrach. Toews sieht diese Seele weniger von dem Gesichtswinkel des verstandesmäßig analysierenden Deutschen aus. Hier merkt man den Einfluß der russischen Literatur in ihrer Empfindungstiefe auf ihn. Nirgends finden wir ein psychologisches Einmaleins, aber immer sehen wir ganz zutiefst im Geschehen und Leben das Leben der Seelen, die er zeigt.

Toews Gegenstück ist **Dr. Peter Epp**, Kolumbus, Ohio, U. S. A. Er ist Philosoph und sieht die Innenseite der Ereignisse am klarsten. Schleppen bei Toews die Menschenkörper in ihrer Menschlichkeit die Seele durchs Leben, so trägt bei Epp die Seele den Körper, und alles, was geschieht, ist von der Seele aus bestimmt. Das zeigt sich schon in seiner Novelle „Erlösung", besonders stark aber in seinem weit angelegten Roman „Eine Mutter", auch im Memoirenstil geschrieben. Hier zieht das monotone Mennonitenleben Süd-Rußlands an unserem Auge vorüber, aber jeder Augenblick dieser Monotonie ist ein starkes Erleben für die Seele, die ihn durchlebt. Der Roman führt zur Innerlichkeit und zeigt, daß der Wert des Menschen doch letzten Endes in dem liegt, was ihn von innen heraus in den verschiedenen Zeitläuften seines Lebens trägt und baut, — oder ihn versinken und verfallen läßt.

Erwähnen will ich hier noch unsere „Tante Marie" (Frau **Marie Penner**,

Luseland, Sask., Kanada), deren wunderschübsche Märchen vielleicht auch noch einmal über die Grenze des Mennonitentums hinaus Freude machen werden. Ich glaube, an solchen Schriftstellern oder Schriftstellerinnen wie sie hängt unsere Jugend, weil sie zu derselben sprechen. Wenn diese Arbeiten nicht Eingang bei uns finden werden, wird uns die Jugend entgleiten, und ich wünsche darum nur, daß „Tante Marie" uns und unseren Kindern noch recht vieles von dem erzählt, was sie den Lüftchen, den Wolken, den Hasen und manchem anderen Getier ablauscht und absieht. Beim Lesen ihrer Märchen ist es mir wieder zum Bewußtsein gekommen, daß gute Kinderliteratur auch von Erwachsenen gern gelesen und ganz gehörig genossen wird.

Ich bin mir dessen bewußt, hier noch lange nicht alle erwähnt zu haben, die erwähnt zu werden verdienen. Das muß solchen überlassen bleiben, die weiter sehen als ich. Denn wir haben heute eine große mennonitische Belletristik. Ob wohl unsere Schriftsteller über kurz oder lang wieder vor die Alternative gestellt werden, entweder zu verkümmern oder sich vom Mennonitentum abzuwenden? Gott weiß es.

□

Dichtung

Das Jahrbuch

Eine Plauderei als Mahnung

Von Hans Harder

Ich will es gern gestehen: als mich der Brief des Warte-Schriftleiters vom 2. Februar erreichte, war mir, als hielte ich eine bedrückende Todesanzeige in Händen: „. . . denn die Warte ist eingegangen". Und wie man so tut bei solcher Nachricht über den Verlust eines guten Freundes: ich stellte mich ans Fenster und sah lange mit trüben Augen über die winterliche Landschaft.

Da ist nach viel Notzeit eben ein zager Versuch bei uns unternommen worden. Unser mennonitischer Volksboden in aller Welt hat Erschütterungen ohnegleichen erlebt, und in seinem russischen Teil hat ihn schon ein rechtes Erdbeben geschüttelt. Der Pflug namenloser Leiden hat unseren harten Acker gewendet. Man müßte, denkt da einer von uns, ja, man müßte . . . . inmitten des Neubaus unserer Felder ein Blumengärtlein abgrenzen, so eine Ecke, billig genug, daß wir alle uns an den Abendstunden zusammensetzten, um über den grauen Alltag hinaus nach unserem Woher und Wohin zu fragen und zu sprechen. Denn das große Leben hat uns alle nach unserer Existenz und nach unserem Recht darauf sehr laut gefragt, unüberhörbar laut. Da braucht es ein Plätzchen, wo man gemeinsam nach der Arbeit aufatmet

und ob der bunten Blumen und Blüten staunt und sich wieder besinnt. Man müßte hier seines bescheidenen Gärtleins „warten" . . . Das wäre ein schöner Trost nach viel Trostlosigkeit. Und der wagemutige Gärtner geht monatlich durch den kümmerlich aufblühenden Winkel, beobachtet und wartet, ob der aufgelockerte Boden nicht doch trägt. . .

Aber siehe da! Die mit Recht erwartete Teilnahme Tausender kann dies blühende Ecklein, unsern jungen Volksgarten, nicht erhalten, und so weit der unentwegte Gärtner allmonatlich die Pforte auch öffnet — es findet sich nicht das Häuflein Liebhaber, die sich hierher gewöhnen und darin heimisch werden. Und da verblüht wieder, was auf unserem Boden gesprossen und gewachsen ist. Die Steine kommen wieder durch und höhnen über Blumen und Blüte: auf mir? — wächst doch nichts! Ja, wenn es noch um Kartoffeln und Weizen ginge . . . das ist meine Gesinnung, ja . . . aber „Blumen"? . . . waut halpt mi so'nt? . . .

Solche Gedanken gibt mir mein Vetter Innerlich ein, und da wird es einen Augenblick ganz bitter, und ich werde versucht, an alle mir bekannten Zeitungen zu schreiben: Seht, da habt Ihr's wieder. Die Rußlandmennoniten, die Flüchtlinge aus Feuer und Furror, haben wieder eine Heimstatt, aber das bedeutet dem großen Haufen doch nur die neue Gelegenheit, zu pflügen und zu ernten und, wenn möglich, auf die schnellste Art wieder reich zu werden. Wo aber sind die Freunde unseres Schrifttums geblieben? wo die Schulerbauer, die schon in Rußland lernten, daß der Mensch nicht allein von Kartoffeln und Weizen lebt? Sind sie denn alle in Rußland geblieben? gestorben und verdorben? Hier wird der Fragezeichen Legion.

Ich wandte mich endlich vom Fenster ab und ließ die Augen über die Bücherregale gleiten; an einem Fach, da wo das bescheidene Schrifttum der Mennoniten steht (ich habe es säuberlich geordnet), bleibt der Blick haften. Während ich die Blätter in die Hand nehme, kommen da die Warte-Hefte auf mich zu; sie raunen: nuscht jewt' mea . . auch wir sind schon Ge-sch-sch-sch-ichte geworden, verstehst du? Geschichte, so wie unsere Nachbarn im Schrank, die Bücher unseres Dr. Quiring, erzählen; Geschichte, wie Ohm Janzens gemütvolle Arbeiten dahinter, Dr. Krahns „Menno", Wedels „Geschichte", das „Menn. Lexikon" und alles, alles. Siehst du, Geschichte — das gibt es bei uns noch, aber Gegenwart? . . . .

Und suchend geht die Hand die Reihe weiter, ob sich da nicht ein schwacher Trost finden ließe, bis sie in der bunten Reihe ein kleines Bändchen faßt. Das ist ein altes Jahrbuch, das mir die greise Großmutter im Dorf an der Wolga an meinem 9. Geburtstag in die Hände gelegt. In diesem Büchlein ist für jeden Tag ein Plätzchen für eine Eintragung freigelassen, und auf der ersten Seite hat sie selbst mir mit zitternder Hand ihre Segenssprüche und Wünsche für's Leben eingeschrieben. Hinter ihren tanzenden Buchstaben leuchtet ihr abgeklärtes Gesicht, das mir von der fernen Heimat und von allem anderen so oft erzählt hat, was bleiben wird, wenn einmal Keller und Scheune unserer Bauern leer stehen würden. Das alles ruft jetzt wie eine erfüllte Prophezeiung aus ihren ungelenken Zeilen.

Und wie eine weitere Bestätigung ihrer Mahnungen wirkt jede nächste Eintragung auf jenen Seiten, wo sich die Schulkameraden jener Jahre eingetragen. Da waren solche — die Schrift allein verrät es schon —, die lern-

ten schon als Kinder darüber lachen und spotten, daß der Mensch mehr braucht als Kartoffeln und Weizen; seht nur diese Schriftzüge, sie lärmen förmlich und werden zu häßlichen Fratzen! Da stehen andere verewigt: aufstrebende Zeichen, jeder Buchstabe ein aufgereckter Finger, der über Stall und Scheune hinauszeigt: wir wollen mit euch allen im Dorf bleiben, aber wir möchten so gern über Häuser und Felder hinausleben; den Acker achten, aber doch auch den Horizont lieben, wir wollen: daß was in unserm Leben bleibt.

Wo sind sie, die Epp und Klassen, Penner und Wiebe? Die „Materialisten" und die „Idealisten" meiner Jugendjahre? die Verächter unserer Bücher und Blätter? die Huldiger eines größeren, tieferen Lebens, denen der Pflug eine unerträgliche Last gewesen wäre, hätten sie nicht lesen und in Gedichten und Gedanken am Leben unseres größeren Volkes teilhaben dürfen. Ja, wo sind sie denn? In den Urwäldern des Nordens die einen, in den Wildnissen des Ostens die anderen. — Nun, sie haben sicher geerntet, was sie gesät; sie sind gestorben, wie sie gelebt haben. Aber ich meine doch, wenn ich an die spärlichen Nachrichten von ihnen denke, daß diejenigen, die mit uns allen im Staub gewühlt, die aber doch auch auf die Sterne Acht gegeben, uns allen, den Zurückgebliebenen, unverlierbar geblieben sind. Denn etwas von ihnen leuchtet „lange noch zurück". Im alten Jahrbuch steht ihr Name nur noch, aber er hat seinen Klang doch nicht recht verlieren können — er tönt heute noch, wenn auch leise und voller Wehmut nach. Ihr Namenszug steht auf diesen Seiten vor mir: da bin ich wieder; wohl bin ich ein Sterbender, ich werde Dich niemals sehen, aber in Deinen Büchern lebe ich doch noch. Das danke ich Deinem Jahrbuch...

Schon wieder knittert der Warte-Brief in meinen Händen und weckt mich aus allen Träumereien. Von einem mennonitischen Jahrbuch steht da zu lesen, das noch einmal den Platz halten soll für unser verlassenes Gärtchen, bis — vielleicht — wieder einmal seine Zeit kommt. Darum tragen wir uns in seine Seiten ein, den noch Lebenden zum Trost und als Mahnung, wie wir es als Schulbuben getan. Mag daraus ein „Vergißmeinnicht" für das Mennonitentum werden, ein Gedenkbüchlein auf unseren verwegenen Fahrten rund um den Erdball. Und daß es jetzt doch alle, nein, möglichst viele bedächten, daß es offen bleibt! Lest doch und schreibt dafür, in steter Sorge darum, daß auch dies schnell wieder zur Geschichte werden kann, was doch unsere lebendige Gegenwart ausmachen sollte!

1939

Waldweihnacht

Märchen von Tante Marie

Der Herbst ist zur Ruhe gegangen und mit ihm alle Pflanzen, Blumen und allerlei kleines und großes Getier, das zur Sommerzeit den Wald belebte.

Wie geschäftig tummelten sich die Erdmännchen, Wichtel und Zwerge und wie sie sonst alle heißen mögen, die kleinen Waldgeister, um alles in der Natur in Ordnung zu bringen zum Winterschlaf. — Freilich, wir Menschenkinder sehen nie etwas von diesen geheimnisvollen Wesen, wir nennen es einfach die Natur. Aber die Glückskinder, die mehr sehen als gewöhnliche Menschen, die ein feines Ohr haben für das wunderbare Leben und Treiben in der Natur, die sehen zuweilen etwas mehr.

Da schaffen die kleinen Erdmännchen eifrig, um alle Blümchen und Gräser, jedes Käferlein und Würmchen warm zuzudecken, damit keines Schaden leide, wenn der kalte Winter sein Regiment mit Schnee und Eis antritt. Die kleinen unsichtbaren Geisterchen bereiten jedem Pflänzchen sein Wintergrab, wo sich die so zur Ruhe Gebrachten dann den langen Winter hindurch schön ausschlafen, um im Frühling ausgeruht und gestärkt zum neuen Leben zu erwachen.

Die Wichtelmännchen sammeln dazu das dürre Laub und Gras, decken jedes kleine Grab mit einem Hügel von Blättern und singen leise Schlummerlieder für die Schlafenden. Hie und da steckt eine naseweises Blümchen noch einmal sein Köpfchen hervor, um zu sehen, ob es denn wirklich so kalt und schrecklich sei wie die Erdmännchen sagten. — Oder ein Käferlein kann die kleinen, dunklen Aeuglein gar nicht schließen, sie bleiben einfach nicht zu. Oder ein glattes winziges Würmchen schlüpft schnell noch einmal unter dem Bast des alten Baumes hervor — „J wo, ein stiller Abend, die Luft ist kühl und modrig, der Mond scheint freundlich durch die kahlen Zweige. Das waren wohl nur Märchen, was die Wichtel noch heute wieder erzählten vom bösen Winter und seinen grausamen Gesellen, die schon hinter dem Berge sein sollten." — Doch da sitzt ja ein kleines Irrlicht unten auf dem Laubhügel, ob es auch nicht schlafen kann? —

„Hat man dich auch schon zum Winterschlaf getrieben, Irrlicht, und bist du ihnen entwischt?" flüsterte das Würmchen ganz leise.

„O, der Abend ist so schön, ich konnte es unter dem modrigen Laube nicht aushalten, und der Winter ist ja auch noch gar nicht da."

„Ich hörte euch sprechen, da will ich doch auch noch etwas zu euch kommen," summte das Käferlein leise und arbeitet sich mühsam unter der Erde am Baumstamm hervor.

„Nur still," beschwichtigt das Irrlicht, ein Leuchtkäferchen, „sonst hören uns die Wichtelmännchen und treiben uns gleich wieder zurück."

„Es ist so dumpf in der Erde, und meine Aeuglein wollen nicht zubleiben, ich wollte, wir könnten den Winter einmal selbst sehen, er wird wohl gar nicht so schlimm sein, wie die Erdmännchen ihn machen."

„Nun, ihr würdet euch verwundern," mischt sich jetzt ein Mondstrahl in das Gespräch „von euch dreien würde nicht einmal das Gerippe bleiben, wenn der Winter euch nur einmal anbliese."

„Hast du den Winter denn schon mal selbst gesehen?“ will Würmchen nun wissen „und wie bist du denn heil davongekommen?“

„Gesehen, und ob!“ lacht der Mondstrahl „doch mir kann er nichts anhaben, ich wohne ja gar nicht auf der Erde. Dort droben beim Vater Mond kann der Winter uns nicht langen.“

„Sei nur nicht so laut,“ mahnt Irrlichtchen „sonst kommen die Erdmännchen und Wichtel und stecken dich mit uns zusammen unter die Erde, dann kannst du den ganzen Winter nicht mehr heraus.“

„Oho! sie sollen's nur versuchen — die kleinen lichtscheuen Wichtel, ich blende ihnen die Augen und ehe die mich haschen, bin ich längst droben beim Mond, da faßt mich niemand.“ Lachend eilt der Mondstrahl davon, und die drei Leidensgefährten sehen ihm sehnsüchtig nach.

Doch da raschelt's im Unterholz, und ein graues Erdmännchen tritt hervor und treibt die drei Ungehorsamen zurück in ihre Schlupfwinkel. Dann klopft es den Haufen Erde fester um den Baumstamm, und einige Wichtel kommen noch eilig herbei zur Hilfe. Gleich türmen sie einen ganzen Haufen Laub und dürren Reisig darüber, so daß weder Käferlein, Würmchen oder Irrlicht sich wieder hervorarbeiten können.

So haben die kleinen Geister viel Arbeit. Tag und Nacht sind sie auf der Wache und scheuen keine Mühe. Endlich kommt dann auch der Winter selbst und deckt noch alles mit einer warmen Schneedecke zu. Dann rührt sich nichts mehr, die Käferlein haben die blanken Aeuglein festgeschlossen, die Irrlichter ihre Laternchen ausgeblasen, und die Würmchen haben sich ganz fest zusammengerollt und schlafen den tiefen festen Winterschlaf bis zum Frühling.

Die Erdmännchen sind zuletzt auch selbst noch unter den Laubhaufen gekrochen, auch sie bedürfen der Ruhe, denn im Frühling gibt's wieder viel Arbeit, da brauchen sie frische Kräfte.

Die Wichtelmännchen begeben sich dann in die Berge, um den Zwergen zu helfen. Da gibt es jetzt besonders viel zu tun.

Für die Zwerge beginnt nun recht die Arbeit. Der Weihnachtsmann bekommt von Jahr zu Jahr mehr Kundschaft, er hat seine Werkstatt schon um vieles vergrößert, und die Zwerge können die Arbeit fast nicht überwältigen. Da heißt's nun unermüdlich schaffen, alle Tage bis zum Weihnachtsfest, und die Wichtelmännchen sind willkommene Helfer. Sie sind so klein und behend und besonders für Kundschafterdienst gut zu brauchen. Ueberall kommen sie durch, und unsichtbar belauschen sie jedes Häuschen. Dann bringen sie dem Weihnachtsmann Kunde von allen Kindern, von allen Nöten, Bedürfnissen und Wünschen auf dem weiten Erdenrund. Aber auch davon, ob sich die Kinder gut betragen, oder ob sie böse sind. Durch die kleinste Ritze, durch jedes Schlüsselloch kann so ein Wichtel hindurchschlüpfen. Da ist vor ihnen auch kein Kind sicher, sie sehen und hören alles.

Ist es dann aber soweit und im Weihnachtsbetrieb alles fertig, der Weihnachtsmann auf dem Wege mit seinen Geschenken, dann dürfen die Zwerge und Wichtelmännchen auch ihren Feiertag haben. Darauf freuen sie sich schon lange, und die Vorbereitungen werden getroffen. Da sind wieder Wichtelmännchen die Botengänger, welche überall freiwillige Helfer anwerben, sogar der Winter selbst läßt sich dazu überreden.

Die große Festlichkeit soll natürlich im Walde stattfinden, und geladen ist jeder, der da Lust hat zu kommen.

Am Tage vor dem Feste breitet der Winter eine frische, reine Schneedecke über den ganzen Wald. Er schüttet die großen Schneeflocken in solcher Menge herab, daß die Schneeelfchen sich lachend wehren. Sie sind soeben daran, die Aeste aller Bäume mit Girlanden und Sternchen zu schmücken. Nun wollen die Wichtelchen helfen, sie reißen an den Aesten, versuchen die großen Bäume zu schütteln, doch vergeblich. Die kleinen Wichte haben nicht genug Kräfte.

„O," ruft da einer der Eifrigsten „ich hole schnell den Wind, der braucht nur einmal über den Wald zu blasen, dann sind alle Bäume rein!"

„Das laß du nur bleiben," antwortet ihm ein altes Zwerglein mit langem weißen Bart und hoher Zipfelmütze, „den losen Gesellen haben wir soeben eingefangen und mit großer Mühe in's Bergverließ gesperrt. Da mag er nun einige Tage der Ruhe pflegen, bis nach dem Fest, sonst verstört er uns alles mit seinem groben Spiel. Der Winter selbst gab uns die Erlaubnis, den windigen Burschen zu fangen, wenn wir das fertig brächten."

„Nun, das ist uns diesmal gelungen," ruft ein junger Zwerg. „Wir überraschten ihn im Schlaf, banden ihn und schleppten ihn mit vereinten Kräften ins Gefängnis. Wenn er früher erwacht wäre, dann hätten wir ihn nicht fangen können, denn er trägt seine Siebenmeilenstiefel immer bei sich."

Und dann fassen die Zwerglein die Bäume, schütteln und rütteln sie, bis alle Schneemassen heruntergefallen. Die Elfen und Eisprinzeßchen schmücken nun alle Bäume im Wald auf's schönste. Dicke Reifgirlanden winden sich von Baum zu Baum. Jedes Aestchen strotzt von Reifkristallchen und zarten Schneesternchen. Die Zwerge helfen schmücken, und die kleinen Wichtelmännchen klettern bis in die Baumspitzen und stecken auf jeden Wipfel einen zackigen Eisstern.

Endlich ist der ersehnte Tag angebrochen, ein kalter, klarer und stiller Wintertag. In Scharen kommen die Hasen angezogen. Sie sind ja fast die einzigen Tiere, die hier dem Winter widerstehen können. Auch einige Rehe finden sich ein. Sie kommen ganz zutraulich nah, die Zwerge, Wichtelmännchen und Elfchen sind ihnen liebe Freunde. Auch eine große Schar lärmender Spatzen, fliegen soeben über den Waldplatz und will sich auf die geschmückten Bäume niederlassen. Doch die Schneeelfchen sitzen da zierlich auf den Girlanden und schaukeln sich anmutig. Als die Spatzen nun laut lärmend ankommen, wehren die Elfchen sie ab und rufen ihnen zu, den Schmuck nicht achtlos abzustreifen.

Unter den Bäumen sind die Zwerge und Wichtelmännchen fröhlich beim Spiel. Jeder soll etwas zum Vergnügen aller anderen beitragen. Die Zwerge üben Sport. Sie bilden eine Pyramide in drei Stufen. Dann kommen die Wichtelmännchen, um ihre Kraftproben zu zeigen. Drei von ihnen tragen einen Ball über den Köpfen. Auch rollt ein kleiner Wicht einen Schneeball mit den Füßen weiter und bleibt doch immer oben auf.

Dann veranstalten die Hasen einen Wettlauf und führen Weit- und Hochsprünge vor, und weder die Zwerge noch Wichtel können es ihnen gleichtun. Doch nun kommen die Rehe und springen fünfmal so weit und hoch; da treten die Hasen beschämt zur Seite.

Indessen senkt sich die Dämmerung über den Wald, hie und da entzündet sich ein Sternchen am Himmel. Und da kommt auch der Mond, er hat ja versprochen, die Lichter an den Weihnachtsbäumen anzuzünden. Auf einen

Wink von ihm eilen tausend Mondstrahlen und zünden all die Lichter auf einmal an.

Ist das ein Strahlen, Flimmern und Glitzern, daß die kleinen Waldgeister sich zuerst die Hände vor die Augen halten müssen. O wie glänzen jetzt erst die weißen Kleidchen der Schneeelfen und die Silberkränzlein der Eisprinzeßchen. Nun kommt auch ihre Nummer. Sie führen zusammen einen Sternreigen auf. Wie Schneeflocken fliegen sie auf und nieder, sich wiegend und drehend, ihre Krönlein und blitzendes Geschmeide zur Schau tragend.

Jetzt fühlen sich auch die Spatzen schuldig, etwas vorzutragen. Doch o weh, ihr Gesang, den sie schon ein Lebenlang geübt, klingt in schrillen Mißtönen durch den nächtlichen Wald. Es zeigt ihnen aber niemand ein Mißfallen, denn Waldgeister, Tiere und Vögel leben alle in schönster Eintracht zusammen.

Sieh da, eine verspätete Hasenmutter kommt eilig durch den Wald gesprungen. Sie sieht aber gar nicht so froh und feierlich geschmückt aus wie die andern alle. Auf ihrem haarigen Gesicht spiegelt sich tiefer Kummer, so daß alle Festgäste innehalten und mitleidig und fragend auf die Häsin zukommen.

O, es ist ein Unglück geschehen, klagt die arme Mutter, der Hasenpeter war gestern Abend nach Futter ausgegangen, und dabei ist er in eine heimtückische Falle geraten. Da hat er nun die ganze Nacht gesessen, mit einer Pfote eingeklemmt, und hat unerträgliche Schmerzen gelitten. Des Morgens war dann ein großer Hund gekommen und hat den Hasenpeter furchtbar angebellt. Der Hase hat sich gewaltsam von der Falle losgerissen und ist auf drei Beinen heimgesprungen. Seine Pfote aber ist in der Falle geblieben, und jetzt leidet er große Schmerzen.

Die Hasen haben ihre Genossin gleich umringt und beraten nun, was zu tun sei. Die guten Zwerge wissen Rat. Sie haben Heilkräuter im Walde gesammelt, die wird Zwerg Gutherz dem Hasenpeter auflegen, und dann wird nicht nur die Wunde bald heilen, sondern die fehlende Pfote wird auch wieder wachsen.

Die Elfchen, von Mitleid ergriffen, möchten auch gern etwas tun und schlagen vor, dem armen Hasen ein Weihnachtsbäumchen zu bringen. Eilig laufen die Wichtel nach der Säge und einem Beil, doch schon sitzen einige Hasen an einem jungen Tannenbäumchen und ritsch ratsch haben sie den zarten Stamm durchnagt. Nun wird das Bäumchen schnell geschmückt. Die Elfchen hängen ihre Perlen und Geschmeide daran, die Eisprinzeßchen stecken ihre glitzernden Krönlein auf die Zweige. Die Wichtel stecken noch Kerzen darauf, und der Mond zündet sie mit seinem Licht an.

Zwerg Gutherz geht mit den Kräutern vorauf, Liebhold und Treuherz folgen mit dem Bäumchen, danach die andern Zwerge, Wichtel, Elfchen und alle Tiere. Sogar die Spatzen begleiten den Zug und lassen dabei ihre schrille Musik wieder ertönen. Die Hasenmutter eilt voraus und steht schon wartend an der Tür ihrer Wohnung, als der Zug ankommt. Nun öffnet sie die Tür ganz weit und Hasenpeter sieht von seinem Lager aus die vielen unerwarteten Gäste.

O wie freut er sich, als nun das Weihnachtsbäumchen vor ihm niedergestellt wird. Gutherz behandelt gleich seinen kranken Fuß mit den Wunderkräutern, da hören alle Schmerzen auf. Nun kommen alle Gäste, von den Zwergen bis auf die Spatzen, einzeln vor und schütteln dem Patienten die

Pfote, wünschen ihm frohe Weihnacht und eine baldige Genesung.

Hasenpeter ist so gerührt über soviel Freundlichkeit, daß ihm dicke Tränen über die haarigen Wangen kollern, und vor Befangenheit kann er selbst kein Wort hervorbringen. Er schaut sie aber alle so dankbar an und streicht leise über den geschmückten Weihnachtsbaum, daß alle Anwesenden seine stumme Tiersprache verstehen und sich mit ihm freuen.

Der Mond ist natürlich auch mitgekommen, denn er freut sich nicht weniger über die guten Herzen all seiner Waldbewohner. Sein breites, blankes Gesicht ist recht rot geworden, und um seine Bewegung nicht zu zeigen, mahnt er in gutmütig scheltendem Tone zum Heimgang. Der gute Mond hat noch einen weiten Weg vor sich, rund um die Welt, und am Ende trifft er noch mehr solche Weihnachtsfeste auf seinem Wege an, wo man sein Licht braucht. Darum kann er sich nicht länger aufhalten. Mit dem Monde zusammen gehen die Waldbewohner nun alle nach Hause, im Herzen tiefe Befriedigung ob der guten Tat, die sie zuletzt getan. Das war wirklich — Fröhliche Weihnacht!

Voller Sehnsucht denk ich dein...

Von Karlo

Voller Sehnsucht denk ich dein. . .

Durch die stille Maiennacht
Schallen Nachtigallenlieder.
Süßer Duft
Hängt in der Luft,
Rosen blühen, es blüht der Flieder.
Und der treue Mond hält Wacht.

Langsam geh ich hier allein
Durch den Wald, den monderhellten.
Denk zurück
An fernes Glück,
An Hoffnungen, die längst zerschellten
Denke voller Sehnsucht dein.

Du gingst einst im Mondenschein
Hier im Wald an meiner Seite.
Sehnsuchtsvoll
Und sanft erscholl
Nachtigallensang, wie heute.
Heute geh ich hier allein.

Voller Sehnsucht denk ich dein. . .

Ein Opfer

Von Peter Heese

Die Uhr hatte 12 geschlagen. Es war Mittagszeit.

Hans Dyck, 35 Jahre alt und unverheiratet, betrat vergnügt lachend sein Eßzimmer. Fünf Stunden hatte er ununterbrochen auf dem Felde gearbeitet, wie es einem Musterfarmer geziemt, und nun kam die wohlverdiente Ruhepause: eine Stunde Rast, dazu ein kräftiges Mittagessen mit Musik und Neuigkeiten im Radio. Hans ging wohl ganz in seinem Beruf auf, hatte aber doch nicht das Interesse für die Außenwelt verloren und liebte auch die Musik, spielte sogar selbst etwas Fidel, doch nur klassische Sachen mit ihren das Ohr so schmeichelnde Melodien. Ein Greuel aber war und blieb ihm die immer stärker werdende Tendenz des Modernismus in der Musik.

Stillvergnügt drehte er das Radio an, „Ein Lied unserer berühmten Sängerin moderner Lieder — Clare Woodrich", hörte er die Stimme des Ansagers. „Die verd. . . . alte Hexe wieder", schimpfte Hans mißvergnügt und löffelte eifrig seine Suppe aus. Im Radio aber ging es toll her: Die Begleitung spielte ihre Weisen und Unweisen, die Sängerin sang dazu. Es war schrecklich anzuhören. Verärgert sprang Hans auf und nahm eine andere Station. Nun fluteten Laute eines Orchesters in das Zimmer: toll, toller am tollsten.

„Ins Innerste Afrikas kann man sich versetzt fühlen", brummte Dyck verärgert und drehte die erste Station wieder an.

„Ein weiteres Lied unserer berühmten Sängerin Clare Woodrich", scholl es heraus.

„Verfluchte Geschichte," schimpfte Hans los, „von uns verlangen sie Arbeit und viel Arbeit sogar, dann muß man aber auch viel essen und dazu gehört ein guter Appetit, und den verdirbt man uns mit dieser Katzenmusik."

Knack — wurde das Radio abgedreht und mit dem saftigen Braten begonnen. Dyck war damit noch nicht ganz fertig, als die Köchin ihm einen Brief übergab. Er öffnete ihn sogleich und las:

Lieber Freund Dyck:

Meine Frau und ich laden Dich hiermit freundlichst heute zum Abendbrot ein. Es gibt einen rechten Magen-, Ohren- und Augenschmaus.

Herzlich grüßend Dein Freund,

Fred Smith.

P. S. Vergiß auf jeden Fall nicht etwas Watte mitzunehmen.

* * *

Der Abend war da. Dyck wurde von den Gastgebern herzlich begrüßt, und während sie zum Gastzimmer schritten, erzählte die Hauswirtin, daß sie zufällig die Bekanntschaft einer bekannten Sängerin gemacht habe und dieselbe ihre Bitte, einen Abend in ihrer Mitte zu verbringen, angenommen habe. Gleich darauf standen sie vor einem bildhübschen Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt.

„Unsere berühmte Sängerin moderner Lieder — Clare Woodrich," stellte die Hausfrau vor, „und dieser hier, Hans Dyck, ist der unverbesserlichste Anhänger alter Musik in unserer Gegend. Hoffentlich gelingt es Ihrer Kunst, auch ihn für das Moderne zu bekehren."

„Wahre Kenner sind schwer umzustellen, werde aber den Versuch machen," sagte Clare mit einer angenehmen weichen Alt-Stimme und reichte Hans lächelnd die Hand, der ganz bezaubert von ihren freundlichen dunkelblauen Augen eine Verbeugung machte, die um viele Grade seinen sonst etwas steifen Rücken neigte.

Da nun alle Gäste erschienen waren, schritt man zum Abendbrot. Es wurde hauptsächlich von Politik und Musik gesprochen. Alle begeisterten sich für die moderne Richtung in der Kunst, nur Dyck schwieg hartnäckig. Als ihn die Hausfrau aber plötzlich fragte, ob ihm das heutige Mittagessen mit dem schönen Gesange im Radio nicht besser als gewöhnlich geschmeckt habe, antwortete er bissig: „Die Suppe war greulich, der Braten aber großartig."

„Warum mieten Sie sich denn nicht eine andere Köchin?"

„Das ist unnötig. Ich hatte nämlich vor der Suppe das Radio angedreht und drehte es vor dem Braten ab," was Dycks ärgerliche Antwort. Die harten Worte taten ihm aber sogleich leid, und er schaute schüchtern, wie abbittend, zu Clare. Die freundlichen Augen schauten aber, wie es ihm vorkam, noch freundlicher auf ihn, und sie schienen ihm sogar zuzuwinken.

Nach der Mahlzeit begab man sich auf die große, breite Veranda. Ein Piano wurde herausgerollt. Eine feierliche erwartungsvolle Stille schwebte über der Gesellschaft. Hans suchte sich ein Plätzchen in einer entlegenen Ecke, von wo er aber alles gut übersehen konnte. Vorsichtshalber untersuchte er den Inhalt seiner Westentasche — die Watte war da. Die Hausfrau setzte sich an das Piano, hochaufgerichtet neben ihr stand Clare. Eine kurze Einleitung, dann öffnete Clare den Mund und. . .

Erschreckt, empört, in seinem musikalischen Empfinden verletzt, fuhr Hans blitzartig in die Westentasche: ein Knäuel, noch ein Knäuel, ins rechte Ohr, ins linke Ohr. Er sah alles, hörte aber nichts. Stillvergnügt lehnte er sich an die Lehne des Stuhles und legte zufrieden ein Bein über das andere.

Nun konnte er sich ganz der Sängerin widmen. Wie hübsch sang sie doch, keine Grimassen, solch schöne Lippen und ohne Rouge, solch frische Wangen, ohne Puder, keine verlängerten Augenbrauen, und diese freundlichen dunkelblauen Augen, dieses hübsche blonde Haar. Nein, so etwas Schönes kann unmöglich schlecht singen. Vorsichtitg zog er die Watte etwas aus dem Ohr, aber! o Jammer! es war doch möglich. Schnell die Watte zurück. Aufatmend fiel er wieder in seine alte Stellung.

Das Lied war beendet. Stürmischer Beifall. Auch Hans klatschte, daß ihm die Hände schmerzten. Die Hausfrau belohnte ihn dafür mit einem siegreichen, zufriedenen Lächeln.

Noch einige Lieder und das Konzert war beendet. Alle Anwesenden umringten die Sängerin und drückten ihr begeistert die Hand. Auch Dyck fehlte nicht und wich nun nicht mehr von ihrer Seite.

Inzwischen wurden den Gästen Kaffee und Kuchen gereicht, und die Gesellschaft zerstreute sich in einzelne Gruppen. Einen Augenblick blieben Clare und Hans allein, was dieser ausnutzte, sie um einen Spaziergang durch den Garten zu bitten. Sie willigte ein, und bald darauf wandelten sie im breiten

Vollmond die wohlgepflegte Allee entlang. Auf einer Bank nahmen sie Platz.

„Sie leben wohl ganz für Ihre Kunst," fragte Hans.

„Wie soll ich Ihnen eigentlich antworten? An meiner Kunst gefällt mir verschiedenes. Mehr Gefallen finde ich aber an der Arbeit im Haus und Garten, wenn ich für mein Väterchen sorgen kann."

„Prachtvoll. Dann liebt er wohl auch ihre Kunst?"

Clare lachte leise vor sich hin und schaute Hans verschmitzt an.

„Der? Er haßt sie. Ich singe nur, wenn er nicht dabei ist. Ist er aber im Hause, so macht er es gerade so wie Sie," lachende Augen schauten Dyck direkt an.

„Wieso?"

„Er steckt sich auch in jedes Ohr Watte, nur daß seine Knäuel noch größer sind, und wenn ich ausgesungen habe, klatscht er auch, nur noch kräftiger als Sie."

Der Hieb saß. Hans knickte zusammen, wagte aber noch einen scheuen Seitenblick auf Clare. Er sah dort aber nur eine spitzbübische Freundlichkeit. Sogleich kehrte die alte Stimmung zurück.

„Ihr Väterchen ist ein Prachtkerl, Clare. Ja warum in aller Welt singen Sie denn eigentlich, wenn Sie keine Befriedigung darin finden und Ihren Nächsten sogar ein Greuel sind?"

„Weil die Menschen es wollen und gut dafür zahlen. Väterchen hat es nötig."

„Clare, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Väterchen, diesen Prachtmenschen, nehme ich zu mir und Sie auch. Wollen Sie meine Frau werden?"

„Wie! Was! Wir kennen uns doch gar nicht".

„Ist auch gar nicht notwendig, denn ein jeder Mensch ist ein Schauspieler. Sie sind die einzige begehrenswerte Person für mich, und ich stelle nur eine einzige Bedingung."

„Und die wäre?"

„Daß Sie nie mehr öffentlich als Sängerin in Records, auf Konzerten und im Radio auftreten.

„Diese Bedingung nehme ich herzlich gern an. Aber ich habe noch einen Kontrakt zu erfüllen, dessen Bruch eine ansehnliche Strafsumme vorsieht."

„Die bezahle ich. Nun also?"

„Ich weiß wirklich nicht!"

Ihre Augen aber sagten ihm, was die Lippen nicht sagen wollten. Er verstand.

„So, und jetzt fahren wir direkt zu deinem Vater."

„Ich muß dir aber erst noch ein Geständnis machen, mein Lieber. Ich heiße nämlich nicht Clare und auch nicht Woodrich, sondern bin Agathe Giesbrecht, wohnhaft in Rosenfeld, 50 Meilen von hier."

„Auch das noch! Es ist fast zu viel."

* * *

Um 3 Uhr nachts kehrte Hans heim. Nun konnte er, in einem weichen Sessel sitzend, nochmals alle Erlebnisse des Tages ungestört durchdenken. Ganz zufrieden erhob er sich und meinte dann: „Ich opfere meine Freiheit, um die Menschheit von einem Scheusal zu befreien, bekomme aber dafür ein pickfeines Frauchen."

Der schlechte Mensch

Skizze von Peter Klassen

Oft und viel wurde von ihm gesprochen, denn seine schlechten Taten waren in aller Leute Mund, und die Frommen konnten sich nicht genug tun, ihn zu verurteilen und zu verdammen und uns vor ihm zu warnen.

Vom Hörensagen kannte ich ihn wohl, hatte aber noch nicht die Gelegenheit gehabt, seine Bekanntschaft zu machen. Nichts war darum natürlicher, als daß ich seine Bekanntschaft suchte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, denn alles Verbotene ist ja besonders anziehend und verlockend.

Als ich ihm zum erstenmal gegenüber stand, war ich enttäuscht. Ich hatte ihn mir etwa so vorgestellt wie einen Rinaldo Rinaldini oder einen Robin Hood, — und nun stand ein hübscher, hochgewachsener Junge meines Alters vor mir, dem die Lebenslust aus den Augen lachte, und dessen Gesichtszüge so mild und weich waren, daß sie den Leumund, der ihn zu einem schlechten Menschen gestempelt hatte, Lügen straften; er hätte einem Künstler für einen Apostel Johannes, den Jünger der Liebe, Modell sitzen können, so sanft und fromm sah er aus. . . .

Und so war er auch im Verkehr; nie hörte ich von ihm ein böses oder grobes oder unanständiges Wort, und seine Hilfsbereitschaft kannte keine Grenzen. Schon vor jenen fünfunddreißig Jahren und auch heute noch glaube ich, daß eben diese seine Hilfsbereitschaft die Ursache war, daß er in den Augen der Frommen ein schlechter Mensch wurde.

Wie alle russischen Beamten ihren Lohn immer am 20. jeden Monats ausbezahlt bekamen, so erhielten auch wir Studierenden unsere Wechsel um den 20. des Monats herum. Mit Geld verstanden wir alle nicht zu gut hauszuhalten; darum war um den 15. herum immer schon Ebbe in unseren Kassen und am 20. waren sie oft schon leer!

So auch am 20. Mai, 19 . ., als in der Stadt S. ein grandioses Gartenfest stattfand, dessen Ertrag für schwindsüchtige Kinder gehen sollte. — Und wir: der Krach, der Philosoph und der Dichter, drei unzertrennliche Kameraden, besassen in summa summarum ganze fünf Rubel und siebzig Kopeken. Da hieß es sparen, um abends in den Stadtgarten zu gehen und die Oper im Ukrainischen Theater anhören zu können.

Als der Abend kam, hatten wir noch gerade genug, die Eintrittskarten für Garten und Oper lösen zu können, aber — unsere Magen knurrten. Zu Mittag hatten wir uns mit je zwei Spießen Schaschlyk, einem Glase Tee und mit einem Zehnkopeken-Franzbrote auf drei Mann begnügt. Jetzt aber bis zum nächsten Morgen hungern. . .! Das Knurren der Magen würde die Musik und den Gesang in der Oper übertönen!

Wir begaben uns auf die Suche nach einem guten Menschen, dem wir ein paar Rubel abpumpen könnten. Wir trafen auch viele gute Freunde, die uns gerne die Moneten gepumpt hätten, aber — es war der 20. Ebbe auch in ihren Kassen!

Bedrückt schlenderten wir durch die mit prächtigen Bäumen bestandene P-Straße und stießen da auf „Witzig", den schlechten Menschen. Die Hände in den Taschen stand er vor einem Baume und betrachtete aufmerksam ein Blatt oder . . .?

Philosoph: Was tust du hier, Witzig?! So mutterseelenallein und in besinnliches Anschauen eines Blattes versunken!

Witzig: Ich muß mich etwas sammeln, um die Oper mit vollem Genuß anhören zu können. Ihr kommt doch auch?

Krach: Wir möchten gerne, aber mit knurrendem Magen eine Oper anhören ist kein Genuß. Unsere Moneten sind so zusammengeschmolzen, daß wir ohne Abendessen oder ohne Oper bleiben müssen; haben noch nicht entschieden. Könntest du uns nicht mit einem Fünfer oder auch nur mit einem Dreier unter die Arme greifen und aus der Not helfen?

Witzig: Abendessen! — Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Laßt sehen! — Eintritt in den Garten und in die Oper ein Rubel und fünfundzwanzig Kopeken. Ich habe hier — zwei Rubel und zehn Kopeken. — Für fünfundachtzig Kopeken werden wir nicht satt! Und ich habe auch keine Papirossen mehr!

Dichter: Wir alle auch nicht!

Witzig: Da muß Rat und Hilfe geschaffen werden! — Halt, ich hab's! Habt ihr Zündholzdöschen? Ich brauche zwei. — Da, die Zündhölzchen brauche ich nicht, nur zwei leere Döschen. Und jetzt geht langsam auf die Salgirstraße und erwartet mich vor dem Hotel Europa. Da werden wir zu Abend essen. Geht!

Wir gingen weiter. Witzig aber machte kehrt und ging wieder unter dem Baum stehen, den er vorher so angelegentlich betrachtet hatte und schenkte ihm auch jetzt wieder auffallende Aufmerksamkeit. . .

Kaum waren wir vor dem Hotel Europa, dem besten und teuersten in S., angelangt, als Witzig uns einholte und aufforderte, ihm zu folgen. Er führte uns in den prächtigen Speisesaal und an einen Tisch, der unter großen Oleanderbäumen wie in einer Laube stand, und hieß uns Essen und Trinken zu bestellen, was und wieviel wir wollten, auch Papirossen; er halte die Gesellschaft frei und werde für alle und für alles zahlen.

Lustig und fröhlich, sonst aber sehr anständig und nicht zu laut ging es an dem Tische zu, — an anderen Tischen auch. Das war eine Mahlzeit, wie wir sie uns noch nicht hatten erlauben dürfen!

Plötzlich springt Witzig mit einem über den gewaltig großen Saal vernehmbaren Schrei auf und starrt mit vor Schreck entstelltem Gesicht auf seine Schüssel. . .?! — Wir drei sehen in seine Schüssel und Grimassen schneidend, die unverkennbar Ekel ausdrücken, stehen auch wir auf. . .

Ein Kellner eilt herbei und fragt nach der Ursache unseres auffallenden Gebarens.

Witzig sagt nichts, starrt nur mit Entsetzen auf seine Schüssel. . .

Krach zeigt auf Witzigs Schüssel und poltert los: „Und das im besten Hotel der Stadt! Mit Ungeziefer und Gewürm wird man hier gefüttert! Da soll doch der D . . . . dreinschlagen, wenn ich nicht. . ."

Der Kellner hat die Situation sofort erfaßt, winkt den Direktor herbei, deckt seine Serviette über Witzigs Schüssel und will sie wegtragen.

Da erwacht Witzig aus seiner Starre und ruft: „Nichts da, Kellner! Die Schüssel bleibt hier! Der Inhalt muß von einem Arzte untersucht werden. Ich sehe da zwar nur eine Raupe, aber wie viele mögen in der Sauce verkocht sein, und Raupen sind giftig! Wir haben von der Sauce gegessen, mögen uns vergiftet haben, können krank werden, sterben!"

Inzwischen ist der Direktor, ein sehr feiner Mann, gekommen. Als er in

die Schüssel sieht und darin eine große, bunte und behaarte Raupe erblickte, muß er sich mit Ekel abwenden; jedoch schnell gefaßt wendet er sich an Witzig und uns: „Meine Herren, machen sie bitte keinen Skandal! Setzen Sie sich und verhalten Sie sich ruhig! Ich komme für jeden Schaden auf, der Ihnen hieraus entstehen könnte. Solches Mißgeschick kann in jedem Hotel, in jeder Küche vorkommen, und krank werden oder gar sterben werden Sie wohl kaum, weil Sie von der Sauce gegessen haben. Johannes der Täufer lebte doch in der Wüste von Heuschrecken allein und. . .“

Witzig: Erst einmal sind wir keine Johannesse und noch lange keine Asketen, sondern Studenten, die ihre sauer ersparten Groschen in einer guten Abendmahlzeit anlegen wollten, und zweitens ist das da eineRaupe und nicht eine Heuschrecke. Essen Sie die Sauce aus der Schüssel, und ich sage kein Wort mehr, Herr Direktor!

Direktor: Das ist eine verrückte Forderung, mein Herr! Man kann wohl unbewußt etwas Unappetitliches essen, aber bewußt. . .!

Witzig: Uns ist's aber bewußt, daß wir von dem ekligen Teufelszeug im Magen haben, und glauben Sie wohl, daß das ein appetitlicher Gedanke ist? Der Kellner täte gut, einen Spucknapf bereit zu stellen!

Direktor: Gewiß ist der Gedanke nicht appetitlich, meine Herren, aber — Kellner, schnell einen Spucknapf her! — aber, aus Erfahrung weiß ich es, daß einige Flaschen Cognak und Champagner alle giftigen Säfte im Magen neutralisieren, unschädlich machen. Wie wäre es, meine Herren, wenn Sie heute Abend meine Gäste wären und ich Sie bewirtete?

Witzig: Für solchen Schmaus danken wir! Wer garantiert uns, daß da in den Kesseln und Pfannen in Ihrer Küche nicht Schlangen, Kröten und, weiß Gott, was für Amphibien mitgekocht und mitgebraten werden?

Direktor: Kellner, decken Sie jenen Tisch für fünf! — Und damit Sie, meine Herren, die Mahlzeit mit gutem Appetit genießen können, esse ich mit Ihnen und was Sie essen. Das sollte Ihnen Garantie sein, daß alles rein und vollkommen koscher ist.

Darauf ging Witzig ein, und wir aßen und tranken, als wären wir Krösusse und nicht arme Studenten, die sich in der Regel um den 20. herum mit Wurst, Brot und Tee begnügen mußten. Und zum Schluß wurde es noch recht gemütlich; wir tranken mit dem Herrn Direktor Bruderschaft!

Und als wir kurz vor Beginn der Oper den Saal verließen, blieb Witzig wie in Sinnen verloren vor den Oleanderbäumen stehen. . . Plötzlich zuckte er wie erschreckt zusammen und rief einem Kellner zu, gleich den Herrn Direktor zu rufen. Der kam auch gleich und schreckte zurück, als Witzig ihm auf einem Blatt eine große, bunte, behaarte Raupe zeigte und sagte: „Sieh' einmal, Freundchen, daher muß auch die Raupe gekommen sein, die in meiner Schüssel war. Ich würde dir raten, die Bäume täglich nach Raupen absuchen zu lassen, damit nicht wieder einmal einem Gaste eine in die Schüssel fällt.“

Direktor: Also da kommen die Biester her! Danke sehr! Und hier hast du eine Kleinigkeit für deine Beobachtungsgabe und den guten Rat, teurer Freund! — Witzig bekam einen Zehner in die Hand gedrückt. —

Als in der Oper nach dem ersten Akt der Vorhang fiel und die Lichter aufflammten, faßte Witzig sich in die Tasche, gab dem Krach und dem Philosophen die Zündholzdöschen zurück und sagte: „Die solltet ihr als Andenken aufbewahren, denn sie haben uns heute die gute Mahlzeit im Hotel bezahlt.“

Krach: Wieso?! Ich komme nicht dahinter!

Witzig: Nicht?! Na, in den Döschen brachte ich die Raupen ins Hotel.

Krach: Jetzt geht mir ein Licht auf! Dann war das ganze Spiel von dir vorher geplant! Du bist doch eine gescheiter Kerl, Witzig, uns aus der Not zu helfen und dabei so viel zu riskieren!

Witzig: Ein schlechter Mensch bin ich. . .!

Und als dieser Streich bekannt wurde, — Krach hatte nicht Maul halten können, — da war alles, was fromm war oder doch fromm heißen wollte, aufs äußerste empört, und das einstimmige Urteil dieser Frommen lautete:

Ein schlechter Mensch!

Alle aber, die den Witzig näher kannten, — unter ihnen auch ich, — stimmten nicht in das Urteil ein, sondern behaupteten: Er ist ein guter Mensch!

Immer und überall dienst- und hilfsbereit, war er ein guter Kamerad und ein treuer Freund, und als das Schicksal uns trennte, habe ich ihn lange vermißt.

Im Laufe der Jahre verloren wir uns ganz aus den Augen. Auch der Briefwechsel hörte mit der Zeit ganz auf. Hin und wieder hörte ich von den Streichen, die der schlechte Mensch verbrach und konnte ihn darob nicht verurteilen, denn die Streiche waren nicht schlecht und gemein, und immer gewann dabei eine dritte Person, ein Mensch, der in Not war.

* * *

Etwa zehn Jahre nach der erzählten Episode fuhr ich von Charkoff nach Alexandrowsk. Es war kurz vor der Februarrevolution. Die Züge waren überfüllt und das Besteigen der Züge eine schwere Aufgabe. Im Wartesaal erster Klasse in Charkoff fiel mir ein Mann von etwa dreißig Jahren auf. Er kam mir bekannt vor. Ich strengte mein Gedächtnis an, mich zu erinnern, wo und wann ich den Mann getroffen hatte, aber vergebens. Noch etwa eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges nach dem Süden rief der Mann einen Gepäckträger, befahl ihm, sein Gepäck zu nehmen und ihm in den Zug zu folgen.

Gepäckträger: Der Zug geht erst in einer halben Stunde, und die Türen auf den ersten Bahnsteig bleiben noch 15 Minuten geschlossen. Auch sind die Türen in dem Zuge noch alle verschlossen.

Der Mann: Das weiß ich alles! Nehmen Sie mein Gepäck und folgen Sie mir auf dem Fuße!

Unauffällig ging ich den beiden nach. Der Mann ging direkt durch den Bagageraum, aus dem eine große Flügeltür auf den Bahnsteig führte. Ein an der Tür stehender Gendarm brüllte ihn an: „Wohin drängst du, Maulaffe?!"

„Was?!" sagte der Mann ruhig aber bestimmt. „Gib mir deine Dienstnummer! Ich werde dich lehren, wie man zu Beamten für besondere Aufträge zu sprechen hat!"

„Entschuldigen Eure Hochwohlgeboren, aber ich habe Befehl, keine Privatpersonen hier durchzulassen. Auch sind die Waggontüren noch zu und. . ."

„Erstens bin ich keine Privatperson und zweitens habe ich einen Schlüssel, der zu allen Türen paßt. Oeffne die Tür!"

„Wie Sie befehlen, Eure Hochwohlgeboren."

Als ich zu meinem Tisch und Gepäck im Warteraum zurückkam, drängten sich schon Hunderte Passagiere vor der Tür, die auf den Bahnsteig führte, nud ich hatte wenig Hoffnung, auf diesem Wege in den Zug zu gelangen. Kurz entschlossen befahl ich meinem Gepäckträger mein Gepäck zu nehmen und mir zu folgen. Gerade so wie jener Mann es gemacht hatte, so machte ich es auch,

nur daß ich den Gendarmen nicht erst zu Worte kommen ließ, sondern ihn schon aus einiger Entfernung fragte: „Ist mein Gehilfe, ein Beamter für besondere Aufträge, hier schon durchgekommen?“

„Jawohl, Eure Hochwohlgeboren!“

„Dann ist's gut! Gepäckträger, folgen Sie mir!“ Und ohne weiteres gingen wir auf den Bahnsteig und versuchten so lange an den Waggontüren, bis wir eine fanden, die nicht verschlossen war. Da stieg ich ein und nahm mir einen Fenstersitz, froh, so leicht einen Platz erwischt zu haben.

Als dann aber die Hunderte Passagiere auf den Zug losgelassen wurden, das war. . ., das ist unbeschreiblich, so wild und toll ging es her! Ein halbes Dutzend oder mehr Fensterscheiben wurden in unserem Waggon eingeschlagen, und die Passagiere stiegen durch die Fenster, wobei es ohne Schnittwunden und Keilereien und gräßliches Fluchen nicht abging.

Es war, blieb und ist mir unverständlich, wie eine Soldatenfrau in dem Gedränge mit drei kleinen Kindern: ein Säugling, ein Kind etwa zwei und das älteste etwa dreieinhalb Jahre alt, und mit einer Unmenge Gepäck und Bündel in den Waggon und in unser Abteil gekommen war. Plötzlich war sie da und setzte mir das älteste Kind, den Grischa, auf die Knie und befahl: „Halte ihn und paß auf ihn auf, daß der Hundesohn nicht ausreißt; er will immer zurück zum Vater, der an der Front ist.“

Neben mich, an mich gelehnt, setzte sie den Säugling und das mittlere, den Kostja, setzte sie auf das obere Bett und befahl dem Soldaten, der da lag: „Lege ihn hinter dich, daß er nicht herunterfällt und wenn er brüllt, haue ihn in die Fresse!“

Dann setzte sie sich, stieß einen tiefen Seufzer aus und fing an, allen die es hören wollten und die es nicht hören wollten, ihre Erlebnisse von der Reise an die Front zu erzählen. . . Wir alle saßen wie eingekeilt. Statt der gesetzlich vorgeschriebenen zehn Passagiere waren in unserem Abteil zweiundzwanzig! Es war eine Fahrt, die endlos schien, die ich nie vergessen werde. Als der Zug sich schon Sinjelnikowo näherte, kam der Kontrolleur zum erstenmal in unseren Waggon, die Billette zu konrollieren.

„Grischa, wo hast du das Billett gelassen, das ich dir in Charkoff gab?“ schrie die Frau ihren Jungen an.

„Ich gab's dem Kostja, der brüllte so lange, bis jener Soldat mir befahl, es ihm zu geben. Wo Kostja es gelassen hat, weiß ich nicht.“

Und dann ging ein Höllenspektakel in unserem Abteil los. Grischa und Kostja bekamen abwechselnd Prügel und Ohrfeigen. Der Soldat bekam einen Ellbogenstoß auf den Magen, daß er laut aufschrie. Allen Passagieren warf die Frau zensurwidrige Schimpfworte an den Kopf. . . Schließlich gingen wir alle an die Suche und fanden denn auch einige kleine Ueberbleibsel des Billetts. Kostja hatte es bis auf diese Reste aufgegessen!

Und der Kontrolleur kam immer näher! Er war sehr strenge und würde die Frau mit Kindern und Hack und Pack in Sinjeljnikowo absetzen. Geld, ein neues Billett bis Alexandrowsk zu kaufen, hatte die Frau nicht. Nun war guter Rat teuer. . .? Die Frau gebärdete sich wie verrückt. . .!

Plötzlich beugte sich vom obersten Gepäckbrett ganz unter der Decke der Mann, der Beamte für besondere Aufträge, und rief laut: „Seid alle einmal für einen Augenblick still! — Hier, Tantchen, hast du ein Billett. Das gibst du dem Kontrolleur, wenn er hierherkommt und sagst ihm nichts! Ihr anderen alle aber paßt gut auf, daß ihr hernach im Notfalle beschwören könnt,

daß die Frau ihr Billett dem Kontrolleur abgegeben hat. Für das übrige werde ich sorgen."

Als der Kontrolleur kam und rief: „Eure Billette, Herrschaften!" reichte die Frau ihm das Billett. Er markierte es mit seiner Zange und nahm es zu den anderen in seiner linken Hand. Einer nach dem anderen reichten wir anderen ihm unsere Billette. Der Mann auf dem Gepäckbrett neigte sich tief herab und schaute scheinbar interessiert zu. . .

„Ihr Billett!" rief der Kontrolleur ihm zu.

„Mein Billett?! — Das haben Sie doch schon genommen! Ich fahre bis Sinjeljnikowo, und Sie behielten mein Billett in der Hand."

„Was schwatzen Sie da für Blödsinn! Ihr Billett will ich haben und schnell bitte, sonst. . .!"

„Was?! Sie drohen mir? Sie haben mein Billett bereits in der Hand und wollen von mir jetzt noch eines haben? Alle Passagiere werden es bezeugen, daß diese Frau Ihnen zuerst ihr Billett gab und meines bekamen Sie auch."

Nun erhob sich ein gewaltiger Streit zwischen dem Kontrolleur und dem Manne. Der Kontrolleur spie Feuer und Flammen, der Mann blieb ganz ruhig und behauptete bestimmt aber gelassen: „Sie haben mein Billett schon! Sie sind mir zu grob und zu gemein, daß ich mich mit Ihnen hier einließe. In Sinjeljnikowo werden wir die Geschichte aufklären."

„Arretieren lasse ich Sie, sobald wir da ankommen!"

„Um so schlechter für Sie! Also, diese Frau und die anderen Passagiere dieses Abteils haben Ihnen ihre Billette gegeben. Dann gehen Sie jetzt weiter und lassen Sie mich bis Sinjeljnikowo gefälligst in Ruhe!"

Notgedrungen ging der Kontrolleur weiter, und der Mann sah ihm mit einem Blick nach, der meine Erinnerung weckte, nun erkannte ich ihn: der Mann war mein Freund und Kamerad Witzig. Bart, Schnurrbart und langes Kopfhaar hatten ihn unkenntlich gemacht, aber an diesem Blick, der nur einzig und allein ihm eigen war, erkannte ich ihn. Er hatte mich nicht erkannt. Als ich mich ihm zu erkennen gab, war die gegenseitige Freude groß. Nur zu schnell verflog uns die Zeit bis Sinjelnjikowo, bis der Zug hielt.

Und kaum hielt der Zug, drängten auch schon zwei riesenhafte Gendarmen in den Waggon, nahmen den Witzig jeder an einem Arm und führten ihn ab. . .

„Komm mit! Dich wird es interessieren, wie einfach die Geschichte enden wird."

Ich ging mit. Witzig wurde vor den Kommandanten der Station geführt, neben dem schon der Kontrolleur stand und eifrig erklärte. Witzig ließ keinen zu Worte kommen. Er reichte dem Kommandanten sein aufgeschlagenes Paßbüchlein und sagte: „Das ist mein Bild und das da meine eigenhändige Unterschrift. Der Herr Kontrolleur verlangt von mir ein Billett, das er mir schon abgenommen hat, das er schon in seiner Tasche da hat. Mein Billett hat die Nummer AN-387645 und auf der Rückseite steht meine eigenhändige Unterschrift. Sehen Sie Ihre Billette einmal durch, Herr Kontrolleur, ob solches nicht zufällig darunter geraten ist. Und sollte es, wiederum zufällig, nicht darunter sein, so würde das für Sie sehr schlimme Folgen haben, denn das Billett ist in Moskau auf meinen Namen registriert."

„Da ist es!" rief der Kommandant, der dem Kontrolleur zusah, wie der die Billette durchsuchte, „der Herr hat vollständig recht und ist in seinem

Rechte, wenn er von Ihnen Entschädigung verlangt, Herr Kontrolleur."

„Auf eine Entschädigung pfeife ich", sagte Witzig lachend, „aber dem Herrn Kontrolleur möchte ich den gutgemeinten Rat geben, anständiger und freundlicher mit den Passagieren umzugehen; das Aeußere und der Schein trügen oft. Wollte ich, dieser Vorfall würde ihm seinen Posten kosten. Wollte er aber, daß ich diesen Vorfall ganz vergäße, dann sorgte er dafür, daß mein Gepäck aus dem Zuge geholt würde, ehe er nach Alexandrowsk abfährt. Ich möchte mich gerne noch mit meinem Freunde hier unterhalten."

Es war wirklich interessant zu beobachten, wie der Herr Kontrolleur und die Gendarmen buchstäblich liefen, Witzigs Gepäck zu holen, und wie einfach sich alles abwickelte; sogar der Zug wurde noch für zehn Minuten aufgehalten, damit Witzig und ich noch ein Glas Tee trinken konnten. . .!

„Was bist du jetzt eigentlich, Witzig, daß du mit solcher Ruhe und Würde den großen Herrn spielst und doch dritter Klasse fährst?" fragte ich ihn beim Teetrinken.

„Was ich bin? — Nichts! — Ein schlechter Mensch bin ich! Ich bekleide keinen Posten, habe kein Amt auch keine Stellung und auch kein Heim und kein Zuhause; treibe mich in der Welt herum und lebe von Gelegenheitsverdiensten. Und du?"

Ich erzählte ihm kurz meine Geschichte.

Als er mir zum Abschied die Hand drückte, sagte er mit seinem gewinnenden Lächeln und lachenden Augen: „Der schlechte Mensch durfte einmal wieder einem armen Menschen auf Kosten anderer aus der Not helfen. Der Kontrolleur hatte den Nasenstüber schon lange verdient. Ich kenne ihn schon lange; ist ein herzloser und grober Wicht. Die arme Soldatenfrau aber jammerte mich. Das Elend dieser Volksklasse ist ja so groß und schauderhaft, daß ich keine Gelegenheit vorübergehen lasse, zu helfen, wo ich helfen kann und dabei denke ich dann daran, daß Er gesagt hat: „Was ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr Mir getan und. . ."

Was er noch sagte, hörte ich schon nicht, denn der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Ich sah ihn noch mit der Hand winken, dann entschwand er meinen Blicken.

Und von Sinjeljnikowo bis Alexandrowsk sangen die Soldatenfrau und die anderen Passagiere das Lob des schlechten Mannes, ihn Wohltäter und Menschenfreund heißend, ihm alles Glück wünschend und Gottes Segen auf ihn herabflehend.

Ich bin Witzig nicht mehr begegnet. Irgendwo in der Türkei liegt er begraben. Er hatte Rußland mit der Wrangelarmee verlassen und hatte sein Leben verloren, als er einem russischen Soldaten das Leben rettete. Die russischen Soldaten stellten auf sein Grab ein einfaches Holzkreuz mit der Innschrift:

Hier ruht der beste Mensch und treueste Kamerad.

Ewiger Friede seiner Seele! Ruhe seiner Asche!

„Dem **schlechten** Menschen solche Inschrift aufs Grab zu stellen" höre ich einen Superfrommen sich ausdrücken.

Ich hätte es auch getan! Der schlechte Mensch war einer der besten Mennoniten, die ich gekannt habe und kenne.

— Friede seiner Seele!
Ruhe seiner Asche! —

Das Opfergebet

Von Hedwig Dyck

„Die Rohrmoserin ist nicht zu beneiden. Die kann einem leid tun.“ Die alte Bauernfrau wackelte mit dem spitzen Kinn und schlug ihre Hände vor'm Gesicht zusammen. „Die hat keinen leichten Stand. Der alte Rohrmoser ist wie ein Tier, wenn er wütet. Er wird sie schlagen, wenn's diesmal wieder kein Junge ist.“—

„Mir graut davor. Die Frau heult sich nachts die Augen aus. Letzt kam sie zu mir. Sie warf sich auf den Boden, streckte die Hände zur Decke und schrie, daß es ein Junge sein möchte. Sie konnte kaum mehr aufstehen, so schwer war schon das Kind. Wer kann da helfen! Der Rohrmoser, der Hund, glaubt ja, sie will, um ihn zu ärgern, wieder ein Mädel. Das glaubt er felsenfest. Gestern traf ich ihn vor'm Haus und sagt' ihm, wie die Frau bei mir geschrieen. Da lacht' er — Sie wissen, wie der lacht, daß einem das Mark in den Knochen erfriert — und sagt', das wisse er besser als ich, was die da macht. Und dann war er noch nüchtern.“

Die Rohrmoser Ann hat alles mitangehört. Sie hatte sich hinter dem Zaun vor dem Bauer Hansel versteckt, tief unterm Fliederstrauch. Dann waren die Nachbarsfrauen gekommen, und da hat sie's gehört.

Sie rührt sich nicht, so Angst hat sie. Sie weiß, die Mutter wartet auf ein Kind. Das hat sie gemerkt, da sie die Wiege vom Speicher hat holen müssen. Die Mutter hat Windeln und Kinderhemdchen hineingelegt. Der Vater meidet seit ein paar Tagen das Haus, geht stumm durch die Zimmer, wenn er da ist, oder raucht in einem fort seine Zigarren in einer Ecke. Das hat die Ann gesehen. Und jetzt weiß sie warum. Die Frauen sprechen noch lange. Sie sagen, der Vater glaubt, die Mutter betet, daß es ein Mädchen sei. „Wie ich das letzte Mal bei ihr war,“ sagt die eine, „da hat sie mir erzählt, er glaubt, sie betet darum. Sie hat ihm unter Tränen hundertmal versichert, daß es nicht wahr ist. Er hat sie angefahren und gesagt, sie solle ihm denn sagen, wer sonst darum betet. Jemand tuts, und der sei sie.“

Wie die Frauen weggehen, schlüpft Ann aus dem Fliederbusch und läuft nach Hause zur Mutter. Tränen rinnen aus ihren Augen, doch die werden durchs Laufen weggeschüttelt. Sie wischt mit dem Taschentuch Augen und Nase bevor sie ins Haus geht.

Sie macht die Tür auf und sieht die Mutter auf dem Sofa liegen. Ihre Augen sind zu, aber ihre Lippen bewegen sich, wie wenn sie spricht. Ann beugt sich tief über sie. Ann ist nur zehn Jahre alt, aber heute fühlt sie zum erstenmal, daß sie die Mutter, die so schwer und hilflos vor ihr liegt, beschützen muß. Sie küßt ihre Stirn. Da öffnen sich langsam die Augen. Die Mutter sieht das Kind. Sie will sein Haar streicheln, aber da sie ihre Hand hebt, sticht sie ein jäher Schmerz, und ein leiser Schrei dringt aus ihrem Mund. Die Hand, die das Kind liebkosen wollte, streckt sich hilfesuchend ihm entgegen. Das Kind ergreift die knochige Mutterhand und hält sie fest.

Später ging Ann in den Garten. Die Mutter tat ihr so jämmerlich leid in ihrem Schmerz. Sie mußte der Mutter helfen. Es mußte ein Junge sein. Und wenn es keiner wäre. . . Der Vater würde die Mutter schlagen! Ann schauderte vor ihrem eigenen Vater. Er glaubte, die Mutter bete um ein Mäd-

chen ihm zum Trotz. . . Darum würde der Vater sie schlagen, wenn es ein Mädchen wäre.

Ann hörte einen Schritt hinter sich. Der Vater kommt in den Garten. Sie wirft sich auf ihre Knie in einem plötzlichen Entschluß.

Der alte Rohrmoser sieht seine Tochter im Garten knieen. Voll böser Ahnungen, stiehlt er sich hinter sie. Da hört er ihre bebende Stimme: „Lieber Gott! Laß es doch ein Mädchen werden. Die Mutter will einen Jungen, aber ich, oh, ich möchte wieder ein Schwesterchen haben!“ —

Während Ann ihre schwere Strafe ohne Wehgeschrei, mit zusammengebissenen Zähnen, empfing, gebar die Mutter einen Sohn. Der Vater hat es nicht begriffen, doch er las aus den Augen seiner Frau, als sie ihm glückstrahlend den Jungen entgegenhielt, daß sie es so gewollt. Er hat ihr deshalb auch nie mehr etwas zuleide getan.

Ann aber hat das Brüderchen geliebt, wie ihr eigenes Kind, denn die Stunde seiner Geburt war ihre schwerste Stunde gewesen.

1939

In der Großstadt

Von Karlo

Ich lieg im Bett, es schlägt die Uhr
Soeben Mitternacht;
Doch ach! nicht die geringste Spur
Von Schlaf mir hat gebracht
Die halbe Nacht.

Dort draußen rast die Straßenbahn
Vorbei, es dröhnt und kracht.
Mein Nachbar dreht den Rundfunk an,
Bald hör ich, wie man klagt,
Bald, wie man lacht.

Und unter meinem Fenster klein
Sein Liebeslied nun übt
Mit katzenjämmerlichem Schrei'n
Ein Kater schwer verliebt.
Er scheint betrübt.

Ich aber sage mir alsdann:
Es hat so sollen sein,
Und Kater, Rundfunk, Straßenbahn
Stör'n ja nicht mich allein
Und — schlafe ein.

Peters Hochzeit

Ein Kapitel aus „Verloren in der Steppe" *)

Von Arnold Dyck

Peter ist schon seit dem Frühling immer wieder allein ausgefahren. Es geschah stets entweder am Dienstag, am Donnerstag oder am Sonnabend. Jedesmal wurden die Pferde besonders sorgfältig gestriegelt, der Messingbeschlag an ihrem Geschirr wurde blank geputzt und der Federwagen sauber gewaschen. Schon davon nicht zu sprechen, daß Peter selber sich besonders fein herausputzte. Und man tat immer so geheimnisvoll um diese Fahrten. Wenn Hänschen darüber einmal etwas Näheres erfahren wollte, fertigte man ihn mit Antworten ab, mit denen er nicht viel anzufangen wußte. Dann aber hieß es mit einmal: Unser Peter heiratet. Nach Kronsweide heiratet er. — Hänschen hatte von seinen eigenen „Hochzeiten" her noch immer einen bitteren Geschmack auf der Zunge, und er bedauerte den Peter im stillen. Und von Kronsweide hatte er noch nie etwas gehört.

* * *

Und heute nun ist der in letzter Zeit so oft besprochene große Tag — die Hochzeit.

Für Hänschen beginnt er nicht sehr gut. Viel zu früh schon zieht man ihn aus den Federn. Es ist aber ein Glück, daß man ihn schon gestern abend gebadet, an ihm herumgerieben und -gebürstet hat. Seit seinem Verkehr mit den Ferkeln nimmt ihn diese Reinigung immer etwas mit. Er ist nachher dann ganz matt, und Hände und Füße brennen ihm. Das ist nun aber alles schon gestern abend geschehen, und so braucht er heute nur die übliche Waschprozedur durchzumachen. Dann steckt man ihn in seinen besten Sonntagsstaat und heißt ihn auf einem Stuhl still sitzen, um niemand vor den Füßen zu sein, aber allen vor den Augen, damit er nicht doch unversehens noch ins Ferkelhock gerät. Aber diese Sorge ist vollkommen überflüssig, denn Hänschen weiß nur zu gut, was er seinem Sonntagsanzug schuldig ist. Er ist ja auch etwas eitel und liebt es, am Sonntag oder bei Festlichkeiten schöne Sachen anzuhaben. So sitzt er denn auf seinem Stuhl als einziger ruhender Pol, während um ihn herum alles in Bewegung ist; denn ein allgemeines sich Schönmachen ist im Schwung.

* * *

Peter ist heute fast nicht wiederzuerkennen. Was der heute schmuck aussieht mit seiner weißen Hemdbrust, dem schwarzen Schlips und dem langen Rock! Solchen Rock trägt doch nur der Prediger, wenn er sonntags auf der Kanzel steht, oder die Täuflinge, wenn sie zur Taufe schreiten! Daß man den Langen auch zur Hochzeit anziehen darf, hat Hänschen bis jetzt nicht gewußt. Es sind aber nicht die Kleider allein, die den Peter so stattlich erscheinen lassen. Stattlich ist auch der Kerl selbst, der in den Kleidern steckt. Peter ist nur mittelgroß, aber von kräftigem Gliederbau. Sein Gesicht strotzt vor Gesundheit, und mit der leicht gebogenen Nase, dem flotten braunen Schnurr-

*) Das Buch erscheint Ende 1944.

bart darunter und den ebenfalls braunen, lebhaften Augen sollte er schon einem Mädchen gefallen können. Na, und wenn man bedenkt, daß Töwsen Peter schon ein eigenes kleines Kapital im Waisenamt hat und als eines der nur drei Kinder des Berend Toews in Hochfeld noch einmal irbt, so braucht's eigentlich niemand zu wundern, wenn der Peter als gute Partie gilt. Warum der dann aber wohl seine Freiersfahrten so weit ausdehnen mußte, bis sie ihn schließlich nach Kronsweide führten, von dem Hänschen nie etwas gehört hat! War er so wählerisch, oder hatte das, wie man munkelte, etwas damit zu tun, daß Peter als ein recht wilder Geselle bekannt war, der die Leidenschaft besaß, sich mit Russenjungen herumzuprügeln und auch sonst mit seinem Freunde, dem Redekopps Peter — die berüchtigten beiden Peter — Streiche verübte, die das Dorf einigemal in nicht geringe Aufregung versetzten? Denn wenn da bei irgendeinem Nachbar des Dorfes eines Morgens das bewußte kleine Häuschen, das sonst bescheiden in irgend einer verträumten Ecke am Zaun steht, plötzlich oben auf dem First des Scheunendaches thront, wo sonst nur der Storch zu siedeln pflegt, so ist das schon allerhand. Da müssen selbst die aus der guten alten Zeit, während sie mißbilligend die grauen Häupter schütteln und über die Verderbtheit der heutigen Jugend seufzen, sich gestehen, daß sie selber es anno dazumal kaum verwegener haben machen können. Ja, die beiden Peter! —

* * *

Blitzblank steht der Federwagen vor der Stalltür, und ebenso blank sind auch die beiden Rappen davor. Grad streicht Iwan ihnen zum letzten Mal mit einem Sack über die runden Hinterbacken. Berend sitzt schon auf dem Kutschbock und — Hänschen traut seinen Augen nicht: die Leine, die Berend in den Händen hält, ist nicht die gewöhnliche lederne, sondern eine hanfene, von leuchtend hellgrüner Farbe. So hat Vater sie also doch endlich gekauft, von der schon immer die Rede war! Auch das zu Peters Hochzeit.

Peter steigt nun zu Berend auf den Bock, und Hänschen kommt zwischen die Eltern auf den Rücksitz.

* * *

Es ist in Hochfeld sonst üblich, daß der Bräutigam, wenn er an seinem Ehrentage beim Hause der Brauteltern vorgefahren kommt recht viel Pomp entwickelt. „Ueberbrüstig" lehnt er, mit nur übergeworfenem Mantel, auf dem Rücksitz des Federwagens; er ganz allein, wie's einem großen Herrn zukommt. Auf dem Kutschbock sitzt der Kutscher, entweder ein jüngerer Bruder oder ein Freund, der die Pferde schon an einigen Tagen vorher für diese Schaufahrt einexerziert hat. Die Fahrt muß in einem Tempo vor sich gehen, das dem nichts nachsteht, in dem eine Gutsbesitzertrojka durch die Dörfer zu rasen pflegt. Zu Fuß darf der Bräutigam den Weg auf den Hochzeitshof in keinem Fall machen, und wenn's der Nachbarhof wäre.

In Peters Fall nun geht man nicht so strikt nach der Etikette, denn der Weg ist zu weit, einige 30 Werst. Da wäre es zu umständlich gewesen, zwei Federwagen herzurichten. Den zweiten hätte man dazu vom Nachbar leihen müssen. Und sowas tut Vater Toews nicht.

* * *

Der Weg führt zunächst über Felder und durch Dörfer, wie Hänschen sie schon kennt. Ebenes Steppenland, ohne Baum, ohne Strauch. Er

hat's noch nie anders gesehen, daher weiß er auch nicht, ob das nun so schön, oder ob es nicht schön ist. Er weiß nur, daß es langweilig ist.

Nach zwei Stunden Fahrt aber ändert sich das Bild ganz plötzlich. In Neuenburg geht's mit einmal einen langen, steilen Abhang hinunter. Die Pferde müssen sich ordentlich in die Hintergeschirre legen, um den Wagen zu halten. Und dann ist man in einem breiten Tal, auf dessen Sohle sich nun der Weg in vielen Windungen dahinschlängelt. Zu beiden Seiten heben sich die Hänge, die Hänschen als ganz gewaltige Berge erscheinen. Hier und dort stehen vereinzelte Bäume, Baumgruppen, Sträucher, ganze Büsche, die sich mehren, je weiter man kommt. Der Weg führt immer wieder an Gehölz vorbei oder auch durch solches hindurch. Eine ganze Stunde lang kommt man überhaupt nicht aus den Tälern heraus. Ein Tal mündet ins andere oder kreuzt das andere und eins ist immer abwechslungsreicher als das andere. Hänschen kommt sich in einer ganz unwirklichen Welt vor. Sowas hat er immer nur auf Bildern gesehen und es sich aber weit, weit weg gedacht. Noch nie hat er Bäume gesehen, die nicht in sauberen Reihen gestanden und irgend einem nützlichen Zweck gedient hätten. Und hier nun stehen sie unordentlich durcheinandergeworfen, bald unten in der Talmulde, bald hoch an den Hängen, bald als undurchdringliches Gebüsch, bald als mächtige Einzelstämme hoch in den Himmel ragend. Er wird nicht müde, rechts und links zu sehen, und immer stärker wird in ihm das Verlangen, hier mal frei herum zu streifen. Dieser Wunsch steigert sich noch, als er gewahr wird, daß da in dem Gesträuch und in den Bäumen Leben ist. Vögel von nie gesehener Gestalt und Farbe flattern von Busch zu Busch oder steigen hoch in die Luft, wenn das Gefährt sich naht. Er fragt nach ihren Namen, und Vater nennt ihm verschiedene davon. Von allen aber behält er nur die Elster, die ihm durch ihren langen breiten Schwanz und ihr häßliches Geschrei besonders auffällt, und weil er ihren Namen schon oft gehört hat.

Was Hänschen die Landschaft besonders reizend erscheinen läßt, ist das vollständige Fehlen aller Spuren menschlichen Eingriffs. Hier sind keine Aecker, keine Stoppelfelder, keine Gräben, keine Wegweiser. Der Weg läuft, wie er will, bald in einer Mulde, bald links, bald rechts an den Hängen und nie in gerader Richtung. Wie Peter hier nur zurechtfindet, wie er sich hier das erste Mal überhaupt durchgefunden hat zwischen den sich kreuzenden Wegen! Bei Hochfeld herum sind alle Wege gerade, wie nach der Schnur gezogen, haben Wegtafeln an den Kreuzungen, und außerdem sieht man dort das nächste Dorf ja auch schon immer. Dieses hier aber ist viel, viel schöner.

* * *

„Ein Hase, ein Hase! Hans guck!" ruft Berend plötzlich.

„Wo?" Hänschen ist auf die Füße gesprungen und reckt den Hals, „wo, Berend, wo?" Er hat noch nie einen Hasen gesehen. Seine Augen folgen Berends ausgestrecktem Arm, und da bemerkt er plötzlich einen dunkeln Punkt, der in mächtigen Sätzen den Abhang heruntersaust.

„Und da, Windhunde!" Berend sieht immer gleich alles. „Und dort, der Jäger! Siehst ihn?"

Nun hat auch Hänschen sie erspäht. Das also sind Windhunde, und das ein Jäger! Ueber die Schulter hängt ihm richtig eine Flinte, dann wird's schon einer sein. Aber dann sind Hänschens Augen wieder bei dem Hasen. Der scheint direkt auf den Wagen zu halten.

„Warum kommt er zu uns?"

„Nicht zu uns, der will in den Busch hinter uns."

Der Abstand zwischen dem Hasen und seinen Verfolgern, den beiden Windhunden, wird zusehends kleiner. Aber auch der Busch rückt immer näher. Hänschen hält den Atem an, ihn hat das Jagdfieber gepackt, und er merkt nicht, daß der Wagen hält. Jetzt — jetzt wird der Hund den Hasen fassen! Da macht der Hase plötzlich einige geschickte Zickzacksprünge und — schon hat ihn der Busch aufgenommen. Die Hunde machen halt davor.

„Der ist ihnen entwischt," sagte Berend, „im Busch kriegen sie ihn nicht."

Der Jäger kommt indes näher. Warum der so langsam geht? denkt Hänschen, er selber würde ganz anders flitzen. Und geschossen hätte er auch schon längst.

„Was wird der jetzt tun?"

„Nicht viel. Vielleicht wird er versuchen, den Hasen aus dem Busch zu treiben. Aber den kriegen sie doch nicht. Ist er erst vom offenen Feld herunter und hier in dem Gebüsch, dann haben die Hunde das Nachsehen." Berend spricht wie einer, der auch im Weidwerk alles weiß.

Hänschen will hier noch länger halten, will sehen, was denn nun weiter wird.

„Aber Jung, wir fahren doch zur Hochzeit!"

Ach ja, die Hochzeit! Er würde es gerne auf eine Verspätung ankommen lassen, oder auch überhaupt verzichten. Dieses hier ist alles viel interessanter.

Der Wagen hat sich wieder in Bewegung gesetzt, aber man ist mit den Gedanken immer noch bei dem Jagderlebnis. Berend will wissen, daß es hier auch Füchse gibt und erzählt gleich einige spannende Fuchsgeschichten. Vater muß zur Mäßigung mahnen, denn Berend legt nicht jedes Wort erst lange auf die Waage. Hänschen gefällt das aber, und er glaubt ihm die Geschichten auch ungewogen. Dann erzählt Vater noch Wolfsgeschichten. Wie sie sich wirklich zugetragen. Ja, grad in solchen mit Buschwerk bestandenen Tälern und Schluchten, die nach dem Dnjepr zu immer zerklüfteter und tiefer werden, haben sich früher immer Wölfe aufgehalten, die den Dörfern gefährlich wurden. Sie rissen den Bauern das Jungvieh und schleppten ihnen die Schafe weg. Man hat daher von Zeit zu Zeit große Treibjagden veranstaltet, an denen sich viele Dörfer beteiligten, wobei es dann oft recht abenteuerlich zugegangen. Und so hat man die Wölfe allmählich ausgerottet, oder doch wenigstens verdrängt. Jetzt zeigt sich nur ganz selten noch einer. Vater erzählt auch gleich noch die Schauergeschichte von dem „tollen Wolf", der den Nachtwächter in Einlage angefallen und ihn so furchtbar zurichtete. Der arme Mann sei dann selber an der Tollwut erkrankt und eines schrecklichen Todes gestorben. „Die Geschichte steht auch in einem unserer alten Familienkalender, da könnt ihr sie ganz ausführlich nachlesen," schließt Vater. Hänschen will das tun, sobald er wird lesen können.

* * *

So, jetzt sind wir da! — heißt es mit einmal. Hänschen sieht vorwärts, er sieht rechts, links, ja schließlich rückwärts, — da ist nichts von einem Dorf, oder einer Windmühle, oder sonst einem Gebäude zu sehen.

Aber da steht ganz plötzlich mitten auf dem Wege, grad vor den Pferden, ein mächtiges schindelgedecktes Scheunendach. Hänschen erschrickt, denn im nächsten Augenblick muß man ja mit Pferd und Wagen auf diesem Dache

sitzen. Er packt Vaters Aermel, will Peter warnen, da macht der Wagen eine Schwenkung, und — das gefährliche Dach zieht langsam rechts vorüber. Tief unter aber — fast kann er in den Schornstein sehen — liegt vor Hänschens verwunderten Augen ein großer, schöner Wirtschaftshof mit Gebäuden, Gärten, Strohhaufen und was sonst dazu gehört. Links vom Fahrwege aber erhebt sich senkrecht eine gelbe Lehmwand, auch noch vielmal haushoch, und darüber hinweg ragen Bäume, deren Wipfel sich irgendwo in den Wolken verlieren.

Hänschen kommt heute aus der Verwunderung nicht heraus.

Es geht nun einen steilen Abhang hinunter, und in wenigen Minuten ist man unten auf der Straße. Der Wagen rollt erst noch über eine Brücke, deren Bohlenbelag unter den Hufen der Pferde und dem Eisen der Räder dumpf erdröhnt, und schwenkt gleich darauf auf den Hochzeitshof. Vor der Haustür unter einem mächtigen, weitausladenden Akazienbaum hält das Gefährt.

* * *

Es müssen schon recht viele Gäste da sein, denn in einer Ecke des geräumigen Hofes steht Federwagen an Federwagen, an denen Kinder, meistens Buben, herumklettern. Vor dem Hauseingang, an der Stalltür und am Zaun, der den Vorgarten vom Hof abgrenzt, stehen in Gruppen festlichgekleidete Menschen. Alle mit freundlichen Gesichtern. Die treten nun an den soeben eingetroffenen Wagen. Die russischen Knechte übernehmen die Pferde. Weder Peter noch Berend scheinen sich weiter um das Ausspannen zu kümmern. Ob das so in Ordnung ist? —zweifelt Hänschen und schielt zu Vater hinüber. Aber es ist wohl in Ordnung, denn Vater scheint auch nicht an die Pferde zu denken, er grüßt vielmehr rechts und links und tut, als ob er all die vielen Menschen kennte. Hänschen kennt keinen einzigen, weder von den Großen noch von den Kleinen. Aber da ist plötzlich ein junges Mädchen am Wagen, ganz in Weiß gekleidet. Mit großen Augen staunt Hänschen dieses Mädchen an. Die hat kaum ein paar Worte mit Mutter gewechselt, dann küssen sie sich. Und dann — wahrhaftig! — gibt sie auch Berend einen Kuß. Dem großen Jungen! Hänschen empfindet sowas wie Schadenfreude: Das gönnt er dem Berend, und das wird er ihm zu Hause .... Schmatz — hat er selber auch einen weg, einen Richtigen. Na, na, — das fängt gut an! — denkt er und will sich mit dem Aermel über den Mund fahren, besinnt sich aber noch rechtzeitig und zieht das Taschentuch hervor. Mit den Küssen geht man zu Hause sparsamer um, da ist man aber auch sozusagen unter lauter Männern. Jedenfalls küßt Hänschen nicht gern, am liebsten gar nicht. Er beschließt also, sich vor solchen, in weißen Kleidern, ein bißchen in acht zu nehmen, denn dort an der Tür steht noch eine ganze Reihe weißer Mädchen. Ob die wirklich auch noch alle .... Aber da wird's ihm mit einmal klar, daß diese kußgeläufige Weiße am Wagen ja grad Peters Braut ist. Wie er nur so dumm sein kann, das sollte er doch von Mitsch her schon alles kennen. Ja, das muß sie sein, die Braut, Peter seine Braut. Und die soll doch fortan sowas wie eine Schwester für ihn sein. So hat man ihm das Verwandschaftsverhältnis erklärt. — Und nun starrt er immerzu die Braut an, denkt an ihren Kuß, und sie gefällt ihm von Minute zu Minute besser. Mehr als das, es wird ihm ganz warm in der Brust, wenn er es sich ausmalt, daß dieses schöne, freundliche Mädchen nun zu ihrer Familie gehören soll, wo doch immer nur lauter Mannsleute gewesen. Und als die Braut, die an dem angehenden kleinen

Schwager mit den großen staunenden Augen wohl auch Gefallen findet, ihm beim Vorbeigehen die Hand auf den Schwarzkopf legt, sich schnell niederbückt und ihm noch einen Kuß auf den Mund drückt, da läßt er es geschehen. Eigentlich hat er's schon ganz gern geschehen lassen, wie er es sich verwundert eingesteht. Selbst das Abwischen vergißt er.

* * *

Von einem der weißen Mädchen muß Hänschen dann richtig auch noch einen Kuß einstecken. Mit irgendwelchem Verwandtschaftsverhältnis zur Braut, das er übrigens nicht versteht, erklärt man ihm das. Und wie er dann dieser komplizierten neuen Verwandten in die lustigen Blauaugen schaut, da ist er zu eigener Ueberraschung bereit, auch diesen Kuß und auch die Verwandte gelten zu lassen. Es beginnt ihm leise zu dämmern, daß zwischen Kuß und Kuß doch ein gewaltiger Unterschied ist, und daß das etwas mit den Menschen zu tun hat, die hinter den Küssen stecken. Er denkt an Mitsch. Ueberhaupt, was doch von diesen Menschen hier in Kronsweide für eine Wärme ausgeht! Das empfindet er noch einmal, als er im weiteren Verlauf des Begrüßungsrummels in die Hände der Brautmutter gerät. Hänschen ist von Natur und wohl auch infolge der Weltabgeschiedenheit, in der er bisher gelebt, schüchtern, ist in seinen Gefühlen zurückhaltend und schließt schwer Freundschaften. Aber die Menschen in diesem Hause haben es an sich, daß man sich zu ihnen hingezogen fühlt. Und nicht nur die, die zu diesem Hause gehören, sondern auch die Menge der Nichten und Neffen der Braut tun es ihm an. Unter den letzteren findet er auch den Jasch, wie sie ihn nennen, den Jakob. Um etwa ein Jahr ist Jasch älter als er, ist auch etwas größer. Er hat dunkles, welliges Haar, dunkle Augen und ein bleiches Gesicht. Er sieht sehr zart aus, der Jasch, und hat nichts von dem Robusten, das sonst die Jungen im Dorf kennzeichnet. Jasch ist aber doch Bauernjunge, jedoch ist sein Vater gleichzeitig auch der Prediger des Dorfes, und Jasch hat viel mehr von einem Pastorssohn als von einem Bauernjungen.

Ob Jasch dahin angewiesen worden, oder ob das einfach Zuneigung auf den ersten Blick ist, er nimmt sich des Hänschen gleich von Anfang an in so herzlicher und gewinnender Weise an, daß es diesem nicht schwer wird, sich dem freundlichen Jungen sofort anzuschließen. Die beiden bleiben dann schon den ganzen Tag unzertrennlich, und Hänschen schließt hier die erste tieferankernde Freundschaft seines Lebens.

* * *

Die neuen Freunde wohnen zunächst, wie es sich nicht anders geziemt hätte, dem Trauakte bei, der von Jaschs Vater an dem Brautpaare in der Großen Stube vollzogen wird. Es ist sehr feierlich, sehr ernst — einige Tanten weinen —, und es dauert sehr lange. Letzteres findet Hänschen wenigstens. Jasch wohl auch, denn als das Amen des Predigers endlich kommt, sprechen beide es auffallend laut nach und atmen dann erleichtert auf. Die beiden nun folgenden Lieder rütteln die auseinandergefallenen Gemüter der Gäste wieder zurecht, die Gesichter verlieren langsam ihre Starrheit, und während der letzte Ton verklingt, stellt sich auch die Hochzeitsstimmung wieder ein. Die beiden Jungen drängen sich durch die Menge, um schnellstens ins Freie zu gelangen. Drinnen, im Hause, soll jetzt die Abfütterung der vielen Gäste vor sich gehen. Das Jungvolk kommt erst ganz zuletzt dran. Das ist

den beiden neuen Freunden grad recht, so haben sie viel Zeit und können sich etwas umsehen. Hänschen brennt schon darauf, mehr von diesem wunderlichen Dorf kennen zu lernen, einem Dorf, in das man erst hineinfallen muß, ehe man's zu sehen kriegt. Es stellt sich heraus, daß das Haus, in dessen Schornstein Hänschen geguckt, grad Jaschs Eltern gehört. Es liegt ganz nahe. Das sieht er sich nun auch noch von unten an. Vor allem aber die hohe Lehmwand, die sich da vor der Hintertür erhebt, mit der daran angebrachten steilen Treppe, über die man auf den Fahrweg, den er gekommen und der ihn so erschreckt hat, gelangen kann. So sieht man sowas also doch nicht nur auf Bildern, auch in Wirklichkeit gibt es das! — Auch weiter ins Dorf dringen sie dann vor. Jasch ist sehr nachgiebig — oder ist er nur so zuvorkommend? — Gern gibt er sich dazu her, seinen Freund überall hinzuführen.

Hänschen ist von den krummen Straßen, den mächtigen Bäumen, die sie umsäumen, den tiefen Schluchten, den steilen Erdwänden irgendwo auf dem Hof, den Brücken, den tiefausgerissenen Wasserrinnen mit dem Wasser darin und den schwankenden Bohlen darüber, die als Fußstege dienen und auf denen man so schön schaukeln kann, und vielem anderen Neuen so entzückt, daß er über all diese Herrlichkeiten Hochzeitsmahl und alle hochzeitlichen Pflichten vergißt. Und als sich die beiden schließlich darauf besinnen und sich wo gehörig melden, finden sie die Tafel aufgehoben und die Tische bereits weggeräumt. Jasch bekommt von seiner Großmutter seinen Verweis, den er stillschweigend und ergeben hinnimmt, der ihn aber nicht schwer zu erschüttern scheint. Hänschen, der erst zwei Stunden alte neue Verwandte, kommt heute noch ohne Rüge davon. In der Küche erhalten sie dann doch ihren Kaffee und dazu die kleinen Hochzeitszwiebacke und Kringel.

* * *

Eigentlich haben sie's doch ganz gut getroffen, denn hier in der Küche geht's nicht so steif und formell zu. Am Tisch sind sie beide allein. Sonst ist die Küche aber voll von den weißen Mädchen, jetzt mit großen Schürzen über den weißen Kleidern und mit hochaufgestreiften Aermeln. Sie tun sehr geschäftig, spülen die Tassen und tun auch sonst noch dies und das. Das meiste davon tun sie aber mit dem Mund. Denn das ist ein Schwatzen und Kichern, ein Prusten und Tuscheln, und wenn mal eine einen Teller fallen läßt, dann kreischen sie und lachen, und gleich darauf tun sie erschreckt, machen runde Augen und zischen sich gegenseitig streng an; denn dort in der Großen Stube und in der Eckstube haben sich die Gäste nochmals zu einer kurzen Andacht und zum Absingen einiger Choräle versammelt. Aber sie haben noch nicht alle ausgezischt, dann geht das Gekicher schon wieder los.

Unter den Mädchen ist auch die mit den lachenden Blauaugen, die Hänschen schon von dem verwandtschaftlichen Kuß her kennt. Sie scheint von wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der „jungen Frau" hier in der Küche die Aufsicht zu haben. Aber sie ist die Lauteste und Ausgelassenste von allen. Die andern neckten sie: jetzt käme sie 'ran, nachdem Tine weg sei, und wie bald das denn nun zu erwarten wäre? Die aber lacht: sie habe sich heute anders besonnen, sie wolle noch warten, sagt sie. Auf den da wolle sie warten. Hänschen schießt das rote Blut ins Gesicht, als er plötzlich aller Augen auf sich gerichtet sieht. Aber als die Blauäugige dann plötzlich ihm gegenüber sitzt, sich über den Tisch beugt, ihn mit ihren Schalkaugen anblitzt und dann plötzlich

mit so ernstem Gesicht fragt: wie ist's damit, Hans Toews von Hochfeld, gefall' ich dir, und wirst du mich freien, wenn du groß bi? — da weiß er sich nicht anders zu helfen, er lacht auch in den allgemeinen Heiterkeitsausbruch hinein. Nein, diese lebensprühende neue Verwandte, die ein Schelm und ein frecher Racker ist, gefällt ihm, das muß er schon sagen. Heiraten? — nein, aber wenn auch die seine Schwester werden wollte . . .

Der „freche Racker" ist auch im weiteren um Hänschen her. Als sie merkt, daß er den Kaffee mit reichlich Rahm liebt, da trinkt er bald fast nur noch Rahm. Und Zucker tut sie ihm da auch noch hinein. Und die schönsten Kringel stapelt sie vor ihm auf.

Hänschens Voreingenommenheit gegen die Heiraterei und gegen das Geschlecht der Marjellen überhaupt hat heute einen bedenklichen Knacks bekommen. Und eine Hochzeit, wenigstens in dem Teile, wie er sich hinten in der Sommerküche abspielt, kann doch ganz nett sein. Ja, und die weißen Mädchen gehören wohl mit dazu. Freilich, ein bißchen frech sind sie und aufdringlich und halten es mit dem Küssen.

* * *

Plötzlich verstummt das Schwatzen und Lachen in der Küche. Im Hause ist man mit dem Singen fertig, und die Gäste strömen nun hinaus auf den Hof, wohin Bänke und Stühle getragen werden. Dort gibt es nun ein Stündchen gemütlicher Unterhaltung für die Alten. Die Jugend aber — die Weißen aus der Küche sind mit einmal auch dabei — sondert sich von den andern ab und tritt zu Spiel und Gesang zusammen, die traditionsgemäß mit „Schlüsselbund" eröffnet werden.

Hänschen aber und Jasch, um der Gefahr zu entgehen, nun auch noch wegen des Fehlens bei der Nachvesperandacht verwiesen zu werden, schleichen sich durch den Stall auf den Hinterhof. Hier nehmen sie sofort den „Berg" in Angriff, der von dieser Seite den Hof abgrenzt und in die Wolken zu reichen scheint. Hänschen möchte da so gerne hinauf, um sich dieses Kronsweide einmal von oben anzusehen.

Die Berglehne ist steil, und es währt nur kurze Zeit, bis die beiden eine Höhe erreicht haben, die weit über den Dachfirsten der höchsten Scheunen liegt. Da halten sie. Unten breitet sich vor ihren Augen das Dorf aus, soweit es nicht hinter anderen Berghängen liegt, denn es laufen hier mehrere Täler ineinander. Eigentlich ist von den Häusern nicht viel zu sehen. Nur die langen Scheunendächer und die in der Sonne weißschimmernden Strohhaufen der diesjährigen Ernte ragen aus dem Grün der vielen Bäume hervor. Hier und da auch leuchtet es gelb und rot durch das Blättermeer — die Dachziegel der Wohn- und Nebengebäude. Es ist ein schönes und eigenartiges Bild, dieses Dorf mit den krausen Straßen und den durcheinandergewürfelten Häusern aus der Vogelschau gesehen. Und während Hänschen in seinen Anblick versunken ist, denkt er an sein Heimatdorf. Wie reizlos, wie langweilig erscheint es ihm nun mit seiner einzigen schnurgeraden Straße, die mit beiden Enden an den Himmel stößt, mit seinen ihm jetzt recht winzig vorkommenden, immer in Reih und Glied ausgerichteten Obstbäumen und seinen dreißig Höfen, die sich alle ähneln, wie ein Ei dem andern.

Und Hänschen hadert hier zum ersten Mal mit einem Schicksal, das ihm, indem es ihn in ein so gar nüchternes Steppendorf gesetzt, so viel

Schönheit vorenthält. Er hadert, nachdem er gesehen, daß die Welt nicht notwendigerweise so zu sein braucht, wie sie dort zu Hause ist.

* * *

„Wenn man hier so weiter geht, den Berg hinauf, kann man auch den Dnjepr sehen," sagt Jasch.

Den Dnjepr!? — Wie oft schon hat Hänschen vom Dnjper gehört. Gesehen hat er ihn noch nie. Kann sich dabei auch nichts Rechtes vorstellen. Und nun soll der so nahe sein!

„Kann man da auch hingehen?" Er ist aufgesprungen. „Wollen wir mal hin?"

„Ich darf nicht. Ich müßte erst Vater fragen."

Hänschen darf heute mehr als sonst, aber allzuviel will er doch nicht wagen. — Ob sie nicht wollten fragen gehen.

Jasch glaubt nicht, daß man es ihnen erlaubt. Es ist auch schon etwas spät.

„Aber du kommst doch bald wieder, Hänschen, nicht?"

Der nickt eifrig. „So oft ich mitfahren darf. Es ist hier alles so schön, so sehr schön!"

„Ja," sagt Jasch, sichtlich erfreut über das seinem Heimatdorfe gespendete Lob, „und dann erst mal am Dnjepr!" Er richtet sich an, in seinen dunkeln Augen flammt ein Feuer auf, „dann erst mal am Wolfsrachen!"

„Was ist das?"

„Das sind Porogi. Viele große Steine im Strom, über die das Wasser wegläuft. Dabei rauscht es so laut, daß man es einigemal hier hören kann. Vielleicht können wir es auch jetzt hören. Tsch-sch-sch. . . hörst? Das ist es. Das tut das Wasser. Kannst du es hören?"

Zuerst hört Hänschen nichts. Sein ungeübtes Ohr weiß nicht, welches unter den vielen verhaltenen Geräuschen der Steppe es nun eigentlich herausscheiden soll. Aber dann hat er ihn, diesen leisen gleichmäßigen Ton, den man grad seiner gleichförmigen Beständigkeit wegen so leicht überhört.

„Das tut das Wasser im Wolfsrachen," sagt Jasch. „Da mag ich so gern sitzen. Besonders, wenn's Abend wird, wenn alles andere still ist. Dann rauscht es noch viel lauter, so laut, daß man fast nichts versteht, wenn einer spricht. Aber man soll dann auch nicht sprechen. Nur horchen und ins Wasser schauen, oder darüber weg. Oder auch die Augen ganz zumachen, dann singt das Wasser, oder es erzählt auch was." —

Wie weich Jaschs Stimme klingt, und es ist in ihr etwas, das Hänschen so eigen berührt, daß er unwillkürlich aufsehen muß. Und dabei fällt es ihm noch einmal auf, daß Jaschs Gesicht so ganz anders ist als all' die Jungengesichter, die er solange gesehen, die er eigentlich weiter gar nicht beachtet hat. Wie bleich dieses Gesicht ist und wie schmal, und wie zart seine Haut, ganz wie bei einem Mädchen. Und diese Augen, die immer wo anders hinzuschauen scheinen, und die beim Sprechen dann mit einmal so aufleuchten! — Und in dem Wasserrauschen will der Jasch Gesang hören, und auch was erzählen tut es ihm! . . . Was das doch für ein Besonderer ist, dieser Jasch, ein so lieber. Dem muß man gut sein. — Warm wallt es auf in Hänschens Brust für seinen kleinen Freund, und unbewußt empfindet er das Verwandte in dem andern.

* * *

Hand in Hand gehen die beiden Jungen wieder den Berg hinunter, zurück auf den Hochzeitshof. Sie wollen schon nicht mehr herumstreichen, und so setzen sie sich in einen der Federwagen, die da noch stehen. Die meisten davon sind schon weg, denn der Tag geht zu Ende. Die Sonne kann von dem ganzen Kronsweide außer der Windmühle nur noch die Kirche sehen, die am Ostende des Dorfes an erhöhter Stelle steht. Unter ihrem Blick leuchten deren weiße Wände, und im Glas der hohen Fenster flammt es jäh auf.

„Wollen wir Pferd spielen, Jasch?" Hänschen möchte seinem Freunde etwas Liebes erweisen und fällt auf nichts anderes als auf Pferdspielen, das er sonst nicht mag.

Jasch will sich schon erheben, aber dann schüttelt er matt den Kopf.

„Ich bin müde, Hänschen," sagt er, und als ob er sich entschuldigen müßte: „Ich darf auch nicht viel laufen."

Verwundert sieht der andere ihn an.

„Ich werde bald müde, und mir tut's dann hier weh," er legt die Hand auf die Brust. „Sie sagen, ich habe einen Herzfehler."

Hänschen weiß nicht, was ein Herzfehler ist.

„Wenn's weh tut, warum nimmst du dann nicht Haarlemer Tropfen ein, mit Zucker?" Er kennt nur eine Krankheit, sein Bauchweh, und auch nur ein Heilmittel.

Jasch sagt nichts.

Sie sind eine Weile still, dann beginnt Hänschen von zu Hause zu plaudern. Von seinen Tieren, dem Spitz, und dem Fritz, und von seinen Ferkeln, die nun aber bald zu groß sind.

Jasch horcht artig zu, schweigt aber. Bis Hänschen dann auch auf die Schule zu sprechen kommt, und daß er nächste Woche nun auch Anfänger ist. Da kommt wieder Leben in Jasch. Er sei schon im zweiten Schuljahr, und die Schule hätte bei ihnen schon angefangen. — O, es ist so schön in der Schule! Und was der Lehrer für hübsche Geschichten erzählt! Märchen, sagt er, sind es. Von Hänsel und Gretel, von Rotkäppchen und dem bösen Wolf, von Schneewittchen und den sieben Zwergen. — Ob er die noch nicht gehört? Nicht? — Und nun erzählt Jasch die Märchen. Hänschen muß ihm dabei immer in die Augen sehen, denn die und das ganze Gesicht erzählen mit. Und die Jungen erleben nun die Märchen mit ihrem ganzen Grauen, all ihrem Grusel und mit dem glücklichen Ende, das Hänschen erleichtert aufatmen läßt.

Jasch weiß auch Gedichte, die er den größern Schülern abgelauscht hat, und sagt sie her. Für Verse hat Hänschen kein rechtes Verständnis, er hört aber doch den wiegenden Wohlklang heraus, und das Feuer und die Hingabe, mit denen Jasch sie sagt, reißen auch ihn mit und bringen ihn in Erregung. — Also so ist die Schule! Hänschen freut sich jetzt noch mehr auf die Schule.

* * *

Während der Heimfahrt sitzt Hänschen neben Berend auf dem Kutschbock. Peter ist in Kronsweide geblieben.

Die Sonne ist untergegangen, und über die Täler hat sich die Abendruhe gesenkt, in der das Rattern des einsamen Wagens und das Schnauben der Pferde die einzigen Laute sind, die die tiefe Stille unterbrechen. Die Büsche und Bäume und die einzeln stehenden trockenen Stämme, deren kahle

Aeste sich wie verkrüppelte Arme geisterhaft in den Himmel strecken, erkennt man als solche erst beim Näherkommen. In Hänschens Augen wachsen sie sich aus zu wunderlichen Figuren, die er bald so, bald anders deutet und sie zu Bildern ihm bekannter Lebewesen ergänzt. Zum erstenmal sucht er unter ihnen auch die Gestalten aus den Märchen, um die sich seine Vorstellungswelt heute bereichert hat. Diese Märchengestalten ziehen ihn immer fester in ihren Bann, und vor ihnen verblassen der dreibeinige Köter und die alte Frau und was sich ihm sonst aus der Welt des Unwirklichen aufgedrängt, und was sonst er sich erdichtet.

* * *

Seine früheren Spiele mit den Tieren des Hofes hat Hänschen auch weiter fortgesetzt. Er hat mit Spitz durch Hof und Garten gejagt, hat den Fritz geritten und hat mit den Ferkeln getollt. Aber immer öfter setzt er sich, auch wenn er nicht müde ist, an die Scheunenwand oder auf die Stalltürschwelle, oder legt sich ins Gras neben dem Gartenbrunnen, und dann sieht er wieder die fernen Täler und Schluchten in ihrer wilden Unberührtheit und hört durch das Rauschen des Wassers im Wolfsrachen die warme Stimme eines lieben kleinen Jungen, der so ein Besonderer ist. Wie durch die Berührung mit dem Zauberstab einer Fee sind in ihm unklare Wünsche wach geworden, die er nicht in Worte zu fassen weiß, und dunkle Ahnungen ausgelöst, die er nicht zu deuten vermag, und die jetzt aber mehr und mehr sein ganzes Wesen einspinnen. Er ist zu einem zweiten Leben erwacht, einem Leben in einer unkörperlichen Welt, die in der eigenen Brust liegt und weder an Raum noch an Zeit gebunden ist — der Welt der Träume.

Das alte Haus

Von N. H. Unruh

Ein altes, schiefes Farmhaus steht
Verlassen am einsamen Weg;
Der Reg'n durch offene Türen geht
Und durch zerschlagene Fenster weht
Und klagt der Prärienwind.

Da hielt ich an und horchte hin
Und lauschte dem Klagelied:
Von Glück und Freud war wenig drin,
Verworren, unklar war der Sinn
Des Lied's im alten Haus.

Mir ging das Lied durch Mark und Blut, —
Zog weiter den einsamen Weg;
Bald hätte es mir den jungen Mut,
Das Hoffen, das tief in der Brust mir ruht,
Erdrückt mit der traurigen Weise.

Fährmann, hol ab!

Von Peter J. Klassen

Wild pocht in der Brust das leidende Herz,
Der Körper krümmt sich, gefoltert von Schmerz. . .
Freund Hein*) geht grinsend ganz nahe vorbei
Und meint, daß für mich es bald Zeit nun sei,
Daß ich zur letzten Reise mich rüste
— Als ob ich das selber nicht lange schon wüßte! —
Und weist mit der Sense zum Friedhof, zum Grab. . .
Ich aber seufze: „Fährmann, hol ab!"

Schier endlos die Nacht, wenn der Schlaf mich flieht. . .
Zurück ins Gewes'ne die Erinn'rung dann zieht:
Die Kindheit erleb' ich, die schöne, noch mal,
Nur Glück seh' ich da und Freuden ohn' Zahl!
Und wie ich zur Reise ins Leben mich rüste,
Stets hoffend, daß alles gelingen mir müßte,
Verlaß' ich die Heimat am Wanderstab
Und schwenke mein Hütlein: „Fährmann, hol ab!"

Hinein geht's ins Leben mit frischem Mut!
Den Jüngling hält nichts, sein feuriges Blut
Nimmts Leben gar leicht, er strebt ohne Ruh'
Nach herrlichen Zielen, Idealen nur zu!
Ich glaubt', daß alles mir glücken müßte,
Wenn ich die Zauberformel nur wüßte.
—' Der Weg, nie zu finden, führt tief hinab. . .!'
Ich schwenke mein Hütlein: „Fährmann, hol ab!"

Hoch gehen die Wellen auf stürmischem Meer.
Das Schicksal, das blinde, wirft hin mich und her:
Bald geht's in die Höhe, dann wieder hinab. . .
‚Freund Hein' weist grinsend zum Friedhof, zum Grab. . .
— Das Schicksal winkt ab: — Ob er nicht wisse,
Daß ich durch Wasser und Feuer erst müsse,
Durch Trübsal und Leiden, so tief hinab,
Bis daß ich seufzte: „Fährmann, hol ab!" —

*) „Freund Hein" Benennung des Todes in Literatur und Kunst.

Nachgeben, sich beugen wie'n feiger Wicht?!
Ich lach eurer, Rote, — mich brecht ihr nicht!
Die Nerven gestählt, die Muskeln gespannt!
— Mich hat noch keiner Feigling genannt! —
Und soll es durch Feuer und Wasser gehn,
Ich werde auch da meinen Mann ganz stehn!
Hinein in den Kampf denn, wer feig ist fall' ab! —
Ich kämpf' für mein Völklein: „Fährmann, hol ab!"

Und schwer tobt der Kampf jahrein, jahraus. . .
Verjagt aus der Heimat, ohn' Heim und Haus,
Verfolgt und gehetzt und vogelfrei,
Als ob man ein Räuber und Mörder sei. . .
Da schwand mit andern auch mir der Mut.
Zu viel gab's der Schrecken, zu tief floß das Blut;
Die Heimat, die teure, sie sank ins Grab. . .!
Eine neue such ich: „Fährmann, hol ab!"

In Canada fand ich sie, schön und gut.
Ich lernt' wieder hoffen, mir wuchs der Mut.
Und tapfer nahm ich den Kampf wieder auf
Und glaubte, ich Narr, des Schicksales Lauf
Zu lenken, zu steuern. . .— indes es, gemach,
Mich mürbte und knetete, beugte und brach!
Jetzt sehn' ich schon oft mich nach Ruhe im Grab
Und seufze gebrochen: „Fährmann, hol ab!"

Im Kampfe ums Dasein entschwand mir mein Ziel;
Zu wild trieb das Schicksal mit mir sein Spiel!
Und wenn Freund Hein, zu holen mich kommt,
Will ruhig ich gehen, wie's Tapferen frommt
Und beten zu Gott: Um Christi Blut,
Mach's, Herr, mit meinem Ende nur gut!
Laß mich in der Arbeit, im Kampfe sterben!
Laß mich aus Gnaden Dein Himmelreich erben!
Und wenn durchs finstere Tal ich werd gehn,
Woll'st Du als Lotse zur Seite mir stehn!"
Und wollte mein Volk gewogen mir sein,
Aufs Grab mir schreiben, auf schlichtem Stein:
‚Nur wenig erreicht zwar, doch ehrlich gestrebt.
Er liebte sein Volk, nicht vergebens gelebt!'
Dann hätt' ich mein Ziel ja doch noch erreicht. . .!
— Mir wird so wonnig, mir wird so leicht. . .—
Nun komm, Freund Hein, laß graben mein Grab!
„Fährmann, hol über! — Fährmann, hol ab!"

Herbstabend im Walde

Von Gerhard Löwen

Schon sinkt mit leisen Schwingen
Die Nacht auf Flur und Hain,
Ein Wölkchen nur dort oben
Strahlt noch mit rotem Schein.

Bald ist auch das verschwunden
In trüber Nebel Grau,
Und Finsternis umfänget
Hier unten Wald und Au.

Allein des Mondes Sichel
Schaut sanft auf mich herab,
Und um mich her ist alles
So still als wie im Grab. —

Was singet denn kein Vöglein
Im grünen Blätterdach?
Welch wehmutsvolle Regung
Wird mir im Busen wach?

Ein weißes Flöcklein schwebet
Leis durch die Luft dahin,
Bist du es, was da stimmet
So traurig meinen Sinn?

Das trockne Laub, es rauschet
Mir unter jedem Tritt:
Nahmt ihr gefall'nen Blätter
Des Herzens Frohsinn mit? —

Natur im Herbsteskleide,
O du erfüllst das Herz
Mit tiefer, inn'rer Schwermut,
Doch ist mir süß dein Schmerz.

Du schlägst ja keine Wunden
Wie böser Menschen Wut,
An deinem Busen fließet
Nur ruhiger mein Blut.

Reißt immer, kühle Winde,
Die dürren Blätter fort,
Ich liebe drum nicht minder
Des Waldes stillen Ort.

Und deckt ihn so am Abend
Das tiefste Dunkel zu:
Ich sitz darin und denke:
Bald gehst auch du zur Ruh.

Frühling

Von H. Görz

Wenn der Frühling erwacht,
Wenn alles rings lacht,
Wer wollte dann weinen und klagen!
Wenn ergrünen die Höh'n,
Wenn Blumen rings blühn,
Wer wollte mit Sorgen sich plagen!

Wenn der Sonnenschein blinkt,
Leuchtend die Ferne winkt,
Wer bleibt dann im Hause noch gerne!
Greif zum Wanderstab,
Dann bergauf und bergab
Wandre fröhlich hinaus in die Ferne!

Denn die Welt ist so schön,
Man kann satt sich nicht sehn
An dem Sprießen und Wachsen und Blühen!
Und das Herz ist voll Lust,
Und so weit ist die Brust,
Wo sind alle die Sorgen und Mühen!

Das Mädchen mit der Rose

Von Karlo

Heut morgen, auf dem Weg zur Arbeit,
Sah ich ein Mädchen im Vorübergehn.
Es war so jung und frisch, voll zarter Anmut,
Und wie der Lenz, so schön.

Um seine Lippen spielt' ein Lächeln,
Sein Auge leuchtete so tief und klar.
Der Wind strich sanft, liebkosend ihm die Locken.
Die Ros' in seinem Haar. . .

Heimkehrend, sah ich mittags wieder
Das Mädchen, das ich morgens schon gesehn.
So jung war es und frisch, voll zarter Anmut,
Und wie der Lenz, so schön.

Der klare Blick, das feine Lächeln —
's war alles noch, wie es am Morgen war. . .
Doch hatt' der Wind, liebkosend, ihm entblättert
Die Ros' in seinem Haar.

Heimat

Von H. Görtz

Verfaßt auf dem Kirchhofsberge meines Heimatdorfes, von wo man eine feine Aussicht hatte auf das Dorf Schönsee und das ganze liebliche Tal von Tokmak bis Felsental

Ich schaue von Bergeshöhe
Auf dich, du mein Heimattal,
Da liegst du mir zu Füßen
Im heiteren Sonnenstrahl.

Inmitten von schattigen Gärten
Mein Dörflein so schön und still,
Ein Bild der Ruhe, des Friedens,
Das nimmer vergessen ich will.

Und hinter dir breitet die Steppe,
Die weite, gewaltig sich aus,
Sie scheint ohne Grenzen, ohn Ende,
Wie weit schweift der Blick da hinaus!

Lang schaue auf dich ich hinunter,
Mein Dörflein so lieblich und fein,
Und Bilder der alten Tage,
Sie ziehn in die Seele mir ein.

Von Gräbern bin ich umgeben,
Drin schlafen sie, jung und alt,
Dem großen Morgen entgegen,
Wann einst die Posaune erschallt.

Wie viele ach sind schon gegangen,
Die einst sich dort unten gefreut,
Die einst dort unten gelitten,
Die längst in der Ewigkeit.

Auch mich möcht' man einst hier begraben
Auf luftiger Bergeshöh,
Dann schlafe ich stille und friedsam
Wo immer mein Dörflein ich seh.

Inhaltsverzeichnis

Statistisches

Schulwesen

Gesundheitsdienst

Wohlfahrtseinrichtungen

Lebensbilder hervorragender Männer der mennonitischen Geschichte

Dichtung

